Arme Seelen
Geschichten und Schnurren
von
F. v. Ostini

Fritz von Ostini

Arme Seelen

Verlag von Adolf Bonz & Comp. in Stuttgart.

Biedermeier mit ei

Lieder eines Zeitgenossen

Herausgegeben

von

Fritz von Ostini

Mit Buchschmuck von Julius Diez

Gebunden Mark 3.60.

Schwarmgeister

Gedichte aus Zeit und Zufall

von

Fritz von Ostini

Mit Buchschmuck von Arpad Schmidhammer

Gebunden Mark 4.80.

Arme Seelen

Geschichten und Schnurren

von

Fritz von Ostini

Mit Buchschmuck von **Paul Rieth**

Zweite Auflage

Stuttgart
Verlag von Adolf Bonz & Comp.
1910

Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart

YRL

Meiner lieben Frau Sophie

Inhalt.

	Seite
Arme Seelen	1
Charley Gänsbergers Glück und Ende	10
Du! Sie! Du!	25
Die grösste Liebe	34
Der Ichneumon	41
Die Lawine	49
Die wandernde Kerze	60
Das Recht auf Selbstmord	74
Die Glocken	84
Die Centa	88
„Mein Lebensglück“	97
Wenn die Stunden schlagen	105
St. Kathrein	119
Marys letzte Puppe	130
Die Neujahrsgelder	141
Ein Tee	152
Der aufgeräumte Schreibtisch	159
„Hannele“	166
Mutter, mach' es wieder ganz!	170
Postskriptum	173
Sein Steckenpferd	176
Des Heinzdieter gesegneter Rausch	182

Seite

Se non e vero 193
Der Sieger 197
Im Schlaraffenland 204
Überfühlfein! 212
„Der weisse Esel“ 219
Hans und Marie 225
Verkehrte Welt 229
Der grüne Ferdinand 238

Der liebe Gott im Himmel machte vor der Tafel seine gewohnte Runde und hatte für jede der neu angekommenen Seelen ein gutes Wort. Und huldvoll nahm er die Gaben entgegen, die sie von der Erde mitgebracht. Dichter legten ihm ihre Werke zu Füssen, Helden ihren Lorbeer, Menschenfreunde den Segen der Armen, Mütter die Liebe ihrer Kinder. Er nahm alles freundlich an und nickte dazu und ein Cherub war neben ihm, der trug's auf goldenem Teller weg in die Schatzkammer des Himmels.

Und die Seelen waren glücklich!

Da kam das dumme, kleine, graue Seelchen dran, das hatte in der Hand nichts, als sein Herz; ein funkelnagelneues, noch unbenutztes Herz.

„Was hast du denn da?" fragte der liebe Gott —

„Mein Herz!" sagte das dumme graue Seelchen.

„Das sieht ja aus, wie aus dem Ei — es kann ja kaum noch ordentlich geschlagen haben?"

„Als es zu schlagen anfangen wollte, lieber Gott, da liess ich die Welt mit ihren Freuden und Gefahren hinter mir und flüchtete hinter hohe Klostermauern, über die ich

nie wieder hinaus sah und hinaus kam. So habe ich das Herz rein und gut erhalten, dir zu Ehren — und da ist es nun!"

Das dumme Seelchen machte einen Knix, der ein wenig linkisch war, und ein Gesicht, welches vor Stolz strahlte, wie das Gesicht eines Kindes, das einen Kuss bekommen soll von der Mutter fürs Bravsein. Dachte doch gar nicht anders, das Seelchen, als dass der Herrgott vor Bewunderung ausser sich sein und ihm einen Ehrenplatz anweisen und ein Paar extraschöne Cherubflügel schenken werde!

Aber es kam anders. Der liebe Gott machte ein so böses Gesicht, als er nur konnte, und gab das Herz dem grauen Seelchen zurück. —

„Ich weiss nicht, was ich damit anfangen soll!" sagte er.

Mit blutrotem Kopfe schlich jenes in eine Ecke und konnte sich vor Weh gar nicht fassen, dass der liebe Gott sein Herz verschmäht.

Der Cercle dauerte fort und der liebe Gott empfing in Huld seine Gaben weiter. Auch Herzen waren darunter, zerrissene und zertretene, durchbohrte und beschmutzte Menschenherzen. Keins davon war so blank und rein, wie jenes, das der Herr so streng zurückgewiesen. Und doch nahm er alle die Herzen an. Immer bitterlicher weinte die arme, getäuschte Seele — —

Inzwischen war die Cour zu Ende und man setzte sich zu Tisch, an eine glänzende Tafel, voll Pracht und Herrlichkeit und guter Sachen. Alle schritten zur Tafel hin, nur die kleine graue Seele stand noch schluchzend in der Ecke!

„Du!" rief der liebe Gott . . .

Zitternd kam's heran und als der Schöpfer in des dummen Dings verweinte Augen sah, wurde seine Stimme sanft:

„Schau, schau!“ sagte er, „wie das beleidigt tut, weil ich sein albernes Herzlein nicht angenommen! Gelt, das tut weh, wenn einem solch ein gutgemeintes Präsent zurückgewiesen wird! Und nun denk' einmal: Da hab' ich dir eine Welt geschenkt, mein bestes Stück Arbeit, so gross und herrlich und bunt, dass meinen Engeln selber die Augen glänzen, wenn sie hinunterschauen. Und du hast sie nicht einmal angesehen, diese Welt! Und ich habe dir ein Leben geschenkt, das wie ein Garten voll Duft und Blüten in Süssigkeit vor dir lag — und du hast es verschmäht, dies Leben, und hast deine Tage hinter öden Mauern verdämmert —“

„Ich habe geglaubt, dass es dir Freude macht,“ schluchzte das dumme kleine Seelchen —

„Da musst du mich für einen kuriosen Herrn halten, du törichtes Wesen! Aber ich will gnädig sein und dir verzeihen. Setze dich dort unten hin an die Tafel der himmlischen Freuden, und lass dir's schmecken und sieh vor allem, dass du rote Backen kriegst; du siehst ja aus, wie die teure Zeit!“

Das kleine Seelchen küsste dem Herrn die Hand und schluckte die letzten Tränen hinunter. Dann schlich es an seinen Platz.

Die andern waren schon beim Fisch. Aber die Muttergottes winkte einem Engel, damit das arme Seelchen noch gute, heisse Suppe bekäme.

Und es tauchte den goldenen Löffel tief hinein — — —

* * *

Es war Gerichtstag drüben in der Ewigkeit. Die Seele eines furchtbaren Verbrechers wurde vor die Richter geführt,

eines Frevlers, vor dem ein Land gezittert hatte, eines Verworfenen, dem nichts heilig war, der Böses getan, ohne Mass, um des Bösen willen.

Asrael, der düstere Engel, hatte das Amt der Anklage. Tat um Tat des Unseligen ward ans Licht gezogen, Zoll um Zoll senkte sich die Schale seiner Schuld.

Und die Schale der Gnade blieb leer.

Keine gute Tat, kein reines Empfinden, keine Spur eines Verlangens nach dem Bessern konnte aufgewiesen werden zu seinen Gunsten. Der schimmernde Cherub, den der Herr betraut hatte, den Anklagen Asraels entgegenzutreten, verstummte allgemach. Er fand nichts, was die Sünden des Fürchterlichen entschuldigte. Und finster und verstockt blieb dieser auch hier, gleichgültig was kommen möge. Tat um Tat häufte der Ankläger auf sein Haupt. Zoll um Zoll sank die Schale, in welcher sich der Fluch von Tausenden anhäufte.

Über des friedlichen Cherubs Wangen rannen die Tränen des Mitleids.

Der Verworfene sah ihn verwundert an . . .

„Ich weine um deine Seele!“ sagte der Engel.

„Um mich?“

„Ja, um dich, Unglücklicher!“

„Du bist der erste, der das tut!“

„Hat nie auf Erden wegen deiner Taten ein Mensch geweint, der dich liebte?“

„Mich hat nie einer geliebt.“

„Deine Mutter —“

„Ich habe nie eine Mutter gesehen.“

„Dein Liebchen?“

„Pfui über ein Weib, das mich hätte lieben können!

Nein, mir ward nie Liebe, nie Glück zuteil. Ich war ein Ausgestossener, bevor ich wusste, dass es Gut und Böse gibt. Und draussen, ausserhalb der Liebe, da fand ich nur das Böse. Das war mein Reich. Und nun macht ein Ende und schickt mich zu denen, die ewig meines Gleichen sind!"

Trotzig wandte er sich. Aber sein Engel weinte laut. Er stand neben der Wage des Gerichtes, und die Tränen des Engels fielen in die Schale der Gnade.

Zoll um Zoll hob sich die Schale der Schuld.

„Asrael!" rief Gott, der Herr, von seinem Throne. „Hast du gehört, Asrael! Den Menschen hier hat nie ein Mensch geliebt."

„Was ändert das an dem Bösen, das er getan?"

„Wie kann ein Mensch gut sein ohne die Liebe?"

Zoll um Zoll hob sich die Schale.

In der Brust des finsteren Mannes tobte etwas mit furchtbarer Gewalt. Ein Stöhnen rang sich los — da drang es auch aus seinen Augen. Sein Engel zog ihn an sich und sie standen Wang an Wange, ihre Tränen rannen zusammen und die Schale der Gnade füllte sich. Nun schwebten die beiden Schalen in einer Höhe.

Es ward stille im hohen Saal.

Da stand die heilige Maria auf von ihrem Sitz und nahm ein Röslein von ihrer Brust und warf es in die Schale der Gnade. Zoll um Zoll sank die Schale mit dem kristallenen Nass, in dem die Rose schwamm.

„War's recht so?" fragte die heilige Frau den Herrgott.

Freundlich nickte der. Ein Singen und Klingen erhob sich von Harfen und Engelstimmen, ein Glanz und

Schimmer blinkte durch den Raum, ein Duften und Blühen war — des Himmels ganze Herrlichkeit tat sich auf.

„Geht hin und lehrt den Armen die Freude kennen, dann wird er werden wie ihr!“ sagte der liebe Gott.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der liebe Gott!

* * *

Einmal kam eine kleine Mädelseele in den Himmel, die sah wunderlich aus, so wunderlich, dass sich keins so recht vorstellen konnte, wie sie hereingekommen. Petrus, der Pförtner, hatte wohl wieder mal die Brille verlegt und nicht scharf genug zugeschaut. Sonst hätte er doch sehen müssen, dass die Neuangekommene gar kein himmlisches Benehmen hatte. Recht bescheiden trippelte sie zwar daher, aber die Augen warf sie nach allen Seiten und hatte ein gewaltig sündhaftes Lächeln dabei und den Saum ihres armseligen Sterbehemdleins hob sie um eine Handbreit höher, als sich schickte. Ein bisschen Schminke war auch noch vom Erdenleben her auf ihren Wangen geblieben, und ein dicker schwarzer Strich unter jedem Auge.

Die Seligen blieben stehen und sahen sie an, einige verwundert, andere runzelten die Brauen.

Sie machte Aufsehen. Und das gefiel ihr, das hatte sie immer gerne gehabt. Den Himmlischen gefiel es aber weniger, und ein Murmeln ging durch ihre Reihen.

Zuletzt trat ein Engel an sie heran mit einem ganz ernsten Gesicht, berührte ihre Schulter und winkte ihr. Sie schrak zusammen und folgte, hastig und ungeschickt.

„O je! O je!“ jammerte sie unterwegs, „nun jagen

sie mich wieder raus aus dem Himmel und es hat mir so gut gefallen hier!"

„Warte ab!" sagte der Engel, „und jammere nicht! An diese Töne ist man hier nicht gewöhnt!"

„Ich bin ja schon ganz still!" wimmerte die arme Seele.

Da standen sie vor Gottes Thron.

„Wie kommst du in den Himmel?" fragte der Herr — nicht, weil er's nicht wusste, natürlich, sondern weil er die Antwort hören wollte.

Vor Schrecken konnte das Dirnlein kaum reden. Sie stotterte:

„Die Tür — ich weiss ja, es — es war eine Frechheit — ich bin ja immer frech gewesen — die Tür war offen — da versucht' ich's — ach, du lieber Herrgott, sei mir nicht böse — ich geh gleich wieder."

„Wohin?"

„O du mein! Halt ins Fegfeuer, wenn du mich nicht an einen — heisseren Ort schickst!"

Sie fing an zu schluchzen.

„Weisst du dir keinen Fürsprecher im Himmel?" fragte der Herrgott.

Sie besann sich und schüttelte traurig den Kopf.

„Ach nein! Weisst du, lieber Gott, mit dem Beten zu den Heiligen ist ja bei mir nie recht viel los gewesen. Ich war sehr schlecht, ganz schlecht war ich und ganz früh schon. Ich hätte mich geschämt, einen Heiligen anzusprechen, so wie ich war. Und einen Schutzpatron haben wir ja auch nicht, wir — schlechten Mädels! Wer täte sich auch abgeben mit uns!"

„Fiel dir gar niemand ein, an den du dich hättest wenden können in der Not deiner Sünde?"

Die arme Seele errötete ein wenig; und ein ganz leises, leises Lächeln ging ihr über die bleichen Lippen. Dann schüttelte sie wieder den Kopf.

„Nun?“

„Ach, es wäre mir wohl jemand eingefallen. Eine vornehme Heilige sogar. Aber es wäre doch zu unverschämt — sie und ich — ach nein! Das sähe ja aus, als hielte ich sie für Meinesgleichen und sie käme schön in Verlegenheit! Das möchte ich schon gar nicht!“

„Nenne sie nur!“

„Nein, das tue ich nicht!“

„Sag' mir den Namen ins Ohr!“

„Nein! O nein! Lieber Gott, da fielen dir am Ende alte Geschichten wieder ein, die du schon lange vergessen hast. Ich war immer ordentlich stolz darauf, dass sie eine Heilige geworden ist. Ich möchte ihr wirklich meine Bekanntschaft nicht zumuten.“

„Meinst du mich?“ fragte eine glockenhelle, volltönige Stimme.

Erschreckt sah das Weiblein auf. Nahe am Thron des Höchsten stand eine Frau in blauem Mantel, der das goldene Haar bis weit über die Hüften herunterfloss. Sie hatte wundervolle grosse Augen, aus denen unendliche Liebe glänzte. Und ein holdes, ein wenig blasses Gesicht. Das ward jetzt aber rot, als alle sie ansahen, der Herr und die Heiligen, die Engel und die Seligen.

Ein kleiner Seraph hinter der armen Sünderin flüsterte:

„Das ist die heilige Magdalena!“ — —

„Ach! Wie werd' ich so was meinen! So frech bin ich doch nicht — und so garstig!“ stammelte jene, antwortend auf die Frage der Heiligen im blauen Mantel.

Die aber kniete nieder vor dem Herrn und barg ihr Haupt und flüsterte:

„Ich war wie sie!“

Des Allmächtigen Hand glitt über ihr seidenes Haar. Sie war ihm der Liebsten eine unter den Töchtern des Himmels, und er sagte gütig:

„Nimm dich ihrer an!“

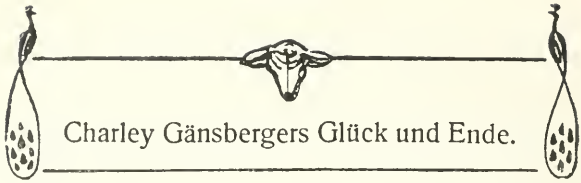
Da trat Magdalena auf die Seele der Sünderin zu, nahm sie bei der Hand und führte die Zitternde fort, einem stillen Winkel des Himmels zu. Demütig trippelte diese an ihrer Seite und fragte:

„Muss ich ins Fegfeuer? Oder gar —“

Aber Frau Magdalena trat mit ihr an eine grosse weisse Wolke hin, zupfte ein paar Flocken heraus und wischte ihr die Schminke vom Gesicht. Und dann gab sie ihr ein reines weisses Faltengewand aus weicher Seide und hiess sie's anlegen statt des Sterbehemdleins aus Glanzleinen. Und dann küsste sie ihren Schützling auf die Stirn.

Über die aber kam ein seltsamer Glanz und eine heitere Ruhe. Die Seele des Dirnleins war jetzt ganz wie die andern Seelen im Himmel, sie war von allen Erdenschlacken rein gebrannt im Feuer der Liebe . . .

Das Fegefeuer brauchte man gar nicht dazu.



Charley Gänsbergers Glück und Ende.

„Ein Esel von Gottes Gnaden!“ sagte der Baron und warf dem Charley Gänsberger einen Blick voll auserlesener Verachtung nach.

Der mit so unzweideutigem Nachruf Bedachte hatte eben noch an unserm Tische gesessen und mit uns gesprochen, langweilig und schüchtern, geziert und albern vielleicht, aber gutmütig und höflich bis zum Übermass. Jetzt schritt er durch das Restaurant dem Ausgange zu und sah wirklich drollig aus mit seinem erkünstelt schwerfälligen Gang, den er für kavaliermässig halten mochte, und der verwunderlichen Art, mit der er, seine vielen Bekannten grüssend, den Hut im Bogen vom Kopf und wieder zurück bewegte.

„Ein Esel in Folio! Man kann ihn zum besten halten, bis man selber nicht mehr mag — und er merkt es nicht. Und so ein Fastnachtsulk der Schöpfung hat Geld wie Heu!“

Der Baron seufzte und holte eine Zigarette aus seinem Etui; es war ein hübsches englisches Etui aus gehämmertem Silber, um das ich am Tage vorher den „Esel in Folio“ noch beneidet hatte. Den nunmehrigen Besitzer des hübschen

Gegenstandes hatte ich übrigens auch im Verdacht, eben mit Charley Gänsberger und sicher auf dessen Kosten gefrühstückt zu haben.

Ich verabschiedete mich von dem Herrn, der seine Mitmenschen so präzis und treffend zu charakterisieren wusste und halte es für mehr als wahrscheinlich, dass er mir auf meinen kurzen Gruss hin auch irgend einen hübschen Namen aus der Tierwelt nachschickte, sobald ich aus der Hörweite war.

Mit dem Esel und Charley hatte es freilich seine Richtigkeit. Nicht zum Wenigsten deshalb, weil er sich um die zweifelhafte Freundschaft des Herrn Baron van der Week bemühte. Dieser gehörte zu jenen fragwürdigen Existenzen, denen man im modernen Grossstadtleben kaum aus dem Wege gehen kann, von denen man aber bestimmt voraus weiss, dass sie eines Tages mehr oder weniger geräuschlos, aber gewiss nicht in Ehren aus der anständigen Gesellschaft verschwinden werden. Er war übrigens kein Baron, der Herr Baron van der Week. Er hatte sich nur aus seinem holländischen van ein, von Charley Gänsberger und etlichen Kellnern und Caféhausnymphen anerkanntes „von" zurechtgedeichselt, besass das Talent, sich anzuziehen, trug ein Monocle im Auge und hatte im übrigen noch niemanden durch irgend eine Leistung dazu veranlasst, ihn um viele Stufen höher in der Naturgeschichte einzureihen, als er Charley Gänsberger klassifizierte. Der Baron schmarotzte gründlich bei dem jugendlichen Emporkömmling, rauchte dessen teuere Importen, ritt dessen Pferde und hatte dafür schliesslich nur die eine Entschuldigung, dass Charley ihm, dem Baron, nachgelaufen war und nicht er, der Baron, dem Charley.

Der letztere, Held dieser kurzen und keineswegs hu-

moristischen Geschichte, war der letzte Träger eines in der Stadt wohlbekannten Namens, dessen Inhaber sich seit Urväterzeiten durch die Herstellung wohlschmeckender Fleischwaren die Sympathie und den Zuspruch weiter Kreise erworben hatten. Charley erbte von seinem Vater, einer Tante und einem Onkel und war mit 21 Jahren im Besitz eines Vermögens, das ihn in den Stand setzte, auf sehr grossem Fuss zu leben, oder, um das Endziel seines gesamten Strebens mit einem Worte klarzulegen — ein Kavalier zu werden. Das Geld hatte er dazu, den Willen auch, einen leidenschaftlichen, opferbereiten Willen sogar. Aber sonst fehlte ihm alles, was zum Berufe eines eleganten Pflastertreters gehört: Umgangsformen, Menschenkenntnis, das Talent zum Nichtstun, Geschmack, Erscheinung. Die letztere ganz besonders. Zwischen seinem weissen, hohen Hemdkragen und dem funkelnden Pariser Seidenhut, den er trug, erschien sein mit Sommersprossen übersätes Gesicht, in dem der Mund immer ein wenig offen stand und die Nasenlöcher so entsetzlich verwundert gegen den Himmel starrten, wie ein lächerliches Zerrbild. Er fuhr in einem reizenden Coupé mit Gummirädern durch die Strassen — aber es sah aus, als gehörten er und dies Fuhrwerk nicht zusammen. Er ritt auf einem superben Blutpferd spazieren und ritt gar nicht schlecht — aber man hielt ihn im besten Falle für einen Trainer, der dem Pferde eines Kavaliers Bewegung macht. Er zechte mit seinen Freunden und Gönnern in den teuersten Lokalen der Stadt und gab fürstliche Trinkgelder — aber die Kellner machten ihre schönsten Komplimente doch vor seinen, von der Natur vornehmer ausgestatteten Zechbrüdern und über ihn lachten sie, wenn er den Rücken wandte.

Der Baron van der Week war sein Ideal an weltmännischem Wesen und Vornehmheit, an ihn schloss er sich in der ersten Stunde an, da sie zufällig bekannt wurden und an ihn hängte er sich mit einer Beharrlichkeit, die sich auch nicht minderte, als der Edle anfing, ihn aufs Schamloseste zu brandschatzen und ihn noch obendrein nichts weniger als höflich behandelte. Van der Week hatte Übung darin, seine Füsse unter anderer Leute Tisch warm zu erhalten und er kannte die Zähigkeit, mit der Emporkömmlinge sich an die Leute klammern, die sie als Lootsen „in die grosse Welt" ausersehen haben.

Der Baron brachte Gänsberger auch in unsern Kreis. Er war dort selbst nicht sehr gerne gesehen, aber es lag nichts Greifbares gegen ihn vor, was uns berechtigt hätte, uns von ihm auffallend zurückzuziehen. Charley war wohl so drollig, dass wir unsern harmlosen Spass mit ihm hatten, aber, trotz des Mangels an jeder tieferen Bildung, anständig genug, nie lästig zu werden. Recht häufig fanden wir Gelegenheit, zu beobachten, dass er ein wirklich gutes Herz besass und wir hatten ihn gerne trotz seiner Lächerlichkeiten. Besonders hatte ihn ein junger Deutschamerikaner in sein Herz geschlossen, ein Prachtmensch, welcher nur zwei mindergute Eigenschaften hatte: überall und für jeden, den er seit fünf Minuten kannte, die Zeche bezahlen zu wollen und — sobald er warm wurde, auch ein wenig sentimental zu werden. Das steigerte sich mit der Anzahl der Gläser, die er trank und er war imstande, während er einen ausgesucht tollen Streich vollführte, von Todesahnungen zu reden und Gespenstergeschichten zu erzählen, an die er fest glaubte. Er hatte den Karl Gänsberger zuerst „Charley" gerufen und man kann sich denken, wie gierig

der gute Junge nach dem exotischen Kosenamen griff. Das war ja beinahe so viel als ein „von“ und alsbald stand es auf seiner Visitenkarte.

Unser Amerikaner, Mister Klein nannte er sich auf gut deutsch, hegte einen ausgesprochenen Hass gegen den Baron, dem er bedingungslos misstraute, mit dem Instinkt, den gerade und starke Naturen verlogenen und unsauberen Existenzen gegenüber haben. Van der Week fürchtete den Amerikaner und war ihm gegenüber von aalglatter Höflichkeit.

„Ich fürchte, dass ich ihm noch einmal in den Gesicht schlagen werde,“ sagte Mr. Klein einst zu mir. Die deutsche Grammatik war seine schwächste Seite. —

Unter des Barons Anleitung hatte Charley manchen Fortschritt getan im Kavalierwerden. Er hatte sich die grossen Brillanthemdknöpfe ab- und eine wohltuende Einfachheit in seiner Eleganz angewöhnt; er bestellte den Champagner nicht mehr ausschliesslich nach dem Preis, sondern kannte auch die Marken, sprach sachkundig von Piper-Heidsieck, Irroy usw., auch kannte er die wichtigsten englischen Sportsausdrücke und sprach sie richtig aus. Was der Baron wusste und kannte, brachte er seinem Zögling bei — nicht aus irgend welchem Interesse für Charley, sondern weil sotaner Unterricht stets ausreichende Gelegenheit bot, von der wohlgespickten Börse des „Emporkömmlings“ Gewinn zu ziehen. Der Baron war nicht der einzige Schmarotzer Charley Gänsbergers, aber er war der gründlichste.

Und er war ein Lump.

Er hatte dem albernen Jungen eines schönen Tages eingeredet, ein Mann wie er müsse sich auch ein flottes Weib halten.

Auf das war Charley schwer eingegangen. Familienüberlieferung war so etwas nicht bei den Gänsbergers. Bis zur vorletzten Generation hatten sie Mühe genug gehabt, ihren legitimen Frauen ausreichend und gut zu essen zu schaffen. In der letzten Generation noch war die Frau sehr lebhaft am Gedeihen des Geschäftes und des Vermögens beteiligt, sie stand hinter dem Ladentisch und schnitt einen Schinken um den andern in dünne Scheiben — 40 Jahre ihres Lebens lang. Ihrer Virtuosität im Schneiden und Wiegen des Schinkens verdankte Charley nicht zum kleinsten Teile seine glückliche Lage und das tat genug dazu, sein Frauenideal in der Richtung zu suchen, in der das Wesen seiner Mutter gewachsen war.

Angst vor allem Skandal, vor jeder Unerquicklichkeit hatte er auch, und seines unvorteilhaften Äussern war er sich ebenfalls bewusst.

Indessen — ein Lebemann ohne ein flottes Weib — der Baron hatte ganz recht — es ging wirklich nicht!

Und gütig, wie er stets gepflegt, schaffte van der Week auch dieses Mal Rat. Er machte seinen Zögling mit einer schlanken blonden Schönheit bekannt, einer Choristin, die in der Kunst, Männer auszubeuten, Anspruch auf jede Meisterschaft der Welt hatte und cynisch genug war, mit Vorliebe von ihrer Vollkommenheit in dieser Kunst zu reden. Schön war sie wohl — so schön, als ein Weib sein kann, das frech und temperamentlos zugleich ist.

An diese Prima-Adresse empfahl van der Week seinen Schützling und kurz darauf hatte Charley das unbestrittene Recht, seinen übrigen Ruhmestiteln als Lebemann auch noch den hinzuzufügen, dass er die hübscheste und eleganteste Mätresse in der Stadt besass.

Er war glücklich und gewann sehr an Selbstachtung in jenen Wochen, er strahlte vor Wonne, wenn er in seinem Tilbury mit der schönen Else ausfuhr, wenn er mit ihr im Theater sass und kaum die übliche blasierte Miene zustande bringen konnte in seinem Stolz darüber, dass sich bei Elses Eintritt sofort alle Operngläser nach ihrer Proszeniumsloge richteten.

Dass Fräulein Else dem ungeliebten Menschen gegenüber, der durch nichts auf sie Eindruck machte, nicht durch Rang, noch durch Manieren oder Chic, dass dieses Weib gegen den dummen Charley nicht gerade die vorteilhaftesten Seiten ihres Wesens herauskehrte, kann man sich denken. Sie gab sich keine Mühe, es irgendwie zu verbergen, dass es ihr nur um sein Geld zu tun sei, und waren andere zugegen, so liess sie es jenen in der verletzendsten Weise verstehen, dass ihr nichts an ihm lag, dass sie sich an einen Proletarier weggeworfen, der sie nicht zu würdigen wusste. Er litt alles geduldig und nahm die schamlose Impertinenz der Choristin als notwendigen Bestandteil des Verhältnisses mit einem flotten Weibe hin. Schlecht behandelt zu werden von Kreaturen, welche von ihm zehrten — du lieber Himmel, das war er ja gewöhnt! Er litt alles geduldig, wie gesagt, und war sogar stolz darauf, wie etwa ein jugendlicher Athlet stolz darauf ist, Schläge und Verletzungen nicht zu spüren.

„Wenn man die Weiber kennt, nimmt man ihnen nichts mehr übel," sagte er einmal, als wir ihn seiner übergrossen Sanftmut halber zum besten hielten. Charley — und die Frauen kennen! Ebensogut kannte er die Marsbewohner!

An jenem Abend fügte es der Zufall, dass wir allein noch am Tische sassen, und ein weiterer Zufall mag es ge-

fügt haben, dass Charley — der überhaupt das Herz auf der Zunge trug — offen und ehrlich selbst von allen seinen Lächerlichkeiten zu sprechen anfing.

„Sehen Sie, ich weiss ganz gut, dass mich die Leute oft auslachen, weil ich, der Metzgerssohn, der keine Figur macht und nichts gelernt hat, nun einmal ein Lebemann sein will. Aber Neid ist auch genug dabei, wenn sie lachen, denn ich kann mir das alles gönnen und es kommt schliesslich niemand zu kurz dabei. Ich auch nicht. Ich weiss recht gut, wie weit ich kann. Und gerade weil mich die Leute beneiden, will ich es ihnen zeigen, dass man ein Kavalier werden kann, auch wenn man nicht dazu geboren ist. Ich habe so ziemlich alles erreicht, was ein Lebemann haben soll: kein Prinz fährt und reitet bessere Pferde; ich habe die Welt gesehen und jedes Vergnügen mitgemacht, das auf Erden zu geniessen ist; ich habe die beste Jagd in der Gegend — und dann die Else! Sie müssen doch selbst sagen, dass es kein flotteres Weib in der ganzen Stadt gibt."

„Ich weiss allerdings auch nicht, was Ihnen zum Vollblutlebemann noch fehlen sollte." Er hörte das so gerne und es war leicht, ihm die kleine Freude zu machen.

Charleys Augen leuchteten. Immer weiter machte er sein Herz vor mir auf.

„Nach und nach hat man wohl gelernt, sich zu benehmen. Ich gebe ja viel Geld aus, aber nicht wahr, das bin ich nicht, was man einen Protzen heisst?"

„Gewiss nicht — im Gegenteil! Sie sind oft sogar ein wenig zu bescheiden — zum Beispiel dem Baron gegenüber."

„Ja der — das ist eine eigene Sache! Er ist mir so furchtbar überlegen in allem und so sarkastisch! So sarkastisch! Und er hat mir doch manchen guten Rat gegeben und manches genützt. — Übrigens — wissen Sie, dass ich einen ganz verrückten Wunsch habe — lachen Sie mich nur aus! Ich möchte mich auch einmal im Leben duellieren —"

„Mit wem?"

„Mit irgend einem! Es müsste ja gar nicht auf Tod und Leben sein. Aber erstens hat doch jeder Lebemann so was einmal mit durchgemacht und dann meine ich, man würde mich eher für voll nehmen, man — zum Beispiel der Baron! — würde mich sehr respektieren, wenn man wüsste, dass ich mich geschlagen habe." — —

Ja wahrhaftig, er war ein Esel in Folio, der gute Charley, dem war nicht abzuhelfen!

* * *

Ein paar Monate hatten unseres Freundes Beziehungen zur schönen Else schon gedauert und das Weib gab der Stadt Stoff genug zu klatschen und zu staunen, durch seinen Luxus und seine Extravaganzen. Charley prahlte mit ihr, wo er konnte, schien glücklich, wenn man ihr den Hof machte und war „korrekt" genug, es lächelnd hinzunehmen, wenn einige darin recht weit gingen. — Auch in diese neue Rolle hatte er sich mit dem bewundernswerten Fleiss eingelebt, mit dem er seinem Bestreben nachging, ein echter und rechter Kavalier zu werden.

Bloss eins hätte er nicht tun sollen: Sich in Else verlieben!

Und das tat er. Seine „vornehme Kälte“ war eine mühsam aufrechterhaltene Komödie. Wer ihm aufmerksam zusah, musste bald wahrnehmen, wie leidenschaftlich stets seine Blicke an ihr hingen; welchen harten Kampf sein vornehm geduldiges Lächeln oft mit dem Ausdrucke hoffnungsloser Verzweiflung auszufechten hatte, bevor es herrschen durfte auf seinem Gesicht; wie ihn mit jedem Tag ihre Roheiten tiefer verwundeten, wie ihm zuletzt immer heisser die Schamröte aufstieg, wenn sie ihn demütigte. Und man sah, wie sehr es ihn glücklich machte, wenn er ihr einen Wunsch erfüllen konnte, wenn er für eine kostbare Gabe einmal einen freundlichen Dank erhielt — denselben Dank, der einem andern zuteil wurde, wenn er ihr den Handschuh vom Boden aufhob oder einen Stuhl zurecht rückte.

Er liebte die schöne gelbhaarige Bestie mit einer Liebe ohne Halt und ohne Mass, läppisch und ungeschlacht, mit einer Liebe voll Angst und Scham und Selbstquälerei.

Eines Abends sassen wir — Charley, Mister Klein und ich zusammen in einem Restaurant. Der erstere blass, unruhig und zerstreut, sah zum Erbarmen aus. Selbst auf sein Äusseres hatte er nicht mehr die gewohnte Sorgfalt verwendet, seine Kravatte sass schief, sein Haar war nicht so wohlgescheitelt wie sonst.

Plötzlich fragte er heiser, wie man in grosser Erregung spricht, abrupt, mitten in einem Gespräch über politische Vorfälle: „Was würden Sie sagen, wenn ich die Else heiratete?“

Da war nicht gut antworten. Charley fuhr fort:

„Ich weiss alles, was man dagegen einwenden kann. Sie hat kein gutes Vorleben — aber wie soll ein schönes

Mädel, arm wie sie, zu einem solchen kommen? Sie ist jetzt oft nicht lieb gegen mich — aber das wird sie als meine Frau schon werden: Ich schaffe ihr doch eine Position — das dankt sie mir auch — das muss sie mir ja danken!"

„Es wird Ihnen furchtbar viel Geld kosten, wenn Sie sich wieder von Sie scheiden lassen," sagte Klein. „Und ganz gewiss es wird so kommen, glauben Sie!"

Der Verliebte starrte ihn traurig an und seufzte dann mit dem Ausdrucke vollkommener Hilflosigkeit:

„Aber ich kann mir einfach nicht mehr helfen. Ich gehe zugrunde so, vor Verliebtheit und Eifersucht und weiss Gott was!"

In diesem Augenblicke trat van der Week ein, dem wir seit langem tunlichst aus dem Wege gingen. Auch Charley war in den letzten Wochen nicht mit ihm gesehen worden. Das fiel mir jetzt plötzlich ein. Der Baron schritt zu unserem Tisch her. Das unvermeidliche Glas im Auge, geschniegelt wie immer, aber ein wenig unsicher im Gang. Er hatte getrunken.

„Na, Mister Gänsberger, was machen Sie denn? Man sieht Sie ja gar nicht mehr. Immer in Minnediensten — was?"

„Lassen Sie mich zufrieden!" gab ihm der andere grob zur Antwort, — grob zum ersten Male, seit wir ihn kannten.

„Er ist böse auf mich," näselte van der Week.

„Ich will mit Ihnen überhaupt nichts mehr zu tun haben." An Charleys Schläfen schwollen die Adern an. Ich hatte ihn bis jetzt nie erregt gesehen und fühlte, dass Ungewöhnliches in ihm vorging.

„Pah!“ machte der andere und schlürfte seinen Kognak, mit gezierter Grazie den kleinen Finger der Rechten ausspreizend — „pah! Weibergeschichten, meine Herren! Wenn einer seine schöne Else ansieht — —“

„Sie waren einfach unverschämt neulich —,“ brauste Charley auf. „Und dies steht Ihnen schlechter an, als jedem andern.“

Wir alle wussten, dass es dem Baron wirklich schlecht anstund, gegen Charley unverschämt zu sein. Das fühlte jener auch. Er wurde dunkelrot und sagte dann mit seinem süffisantesten Gesicht:

„Sie hätten ältere Rechte ein wenig respektieren sollen, Herr Gänsberger.“ Der sprang jäh auf, dass ein paar Gläser umfielen — das verstand er doch!

„Was soll das heissen?“ rief er, heiser vor Wut.

„Dass Else meine Geliebte war, bevor ich sie Ihnen abgetreten habe. Jedermanns Geschmack ist's freilich nicht, mit dem vorlieb zu nehmen, was andere Leute übrig lassen!“

Bebend, zehnfach in seinem Empfinden gekränkt, sprang der andere auf, und was er nun tat, war nicht kavaliermässig und durchaus nicht korrekt. Klatschend fiel Charleys mächtige Hand ein paarmal auf das Gesicht seines Gegners und bevor man sich ins Mittel legen konnte, zappelte das zierliche Herrlein blutend auf der Diele.

Man sprang dazwischen, wusch dem Baron die Nase und brachte Gänsbergers Fäuste zur Ruhe.

Und dann — erledigten wir das übrige in der herkömmlichen Weise.

Als wir am andern Morgen um elf Uhr Charley die

Bedingungen seines Gegners mitteilten, war jener ruhig, fast heiter.

„Also auf morgen früh!“ sagte er beim Auseinandergehen. „Nur keine Aufregung! Sie sehen, ich bin eiskalt. Unter Lebemännern kann so was ja einmal vorkommen. Wenn man es dann nur korrekt austrägt! Übrigens — der Baron hat geflunkert gestern — und Else hat mir geschworen, dass kein wahres Wort an dem ist, was er sagte.“ —

* * *

Wir fuhren durch den herrlichen Frühjahrsmorgen vor die Stadt hinaus. Die Sonne schien goldig über die Rasenplätze der Anlagen, deren ersten grünen Schimmer Primeln und weisse Anemonen in Massen durchstickten. Frisch und scharf ging der Frühwind über uns hin.

Unser Duellant war munter; der Amerikaner, der ihm sekundieren sollte, bleich und erregt. Er hatte den Pistolenkasten auf seinem Schoss und sprach in den kräftigsten Ausdrücken über den Baron im speziellen und über europäische Ehrbegriffe im allgemeinen.

Als wir auf dem verabredeten Platze, einer breiten Lichtung in den Auen des Flusses, angekommen waren, wickelten sich die üblichen Zeremonien glatt und schnell ab. Der Baron hatte einen Sekundanten, der genau so geziert und albern aussah, wie er selbst. Der Unparteiische, ein hagerer, trockener Herr mit martialischem Schnurrbart, vollzog seine Obliegenheiten mit gemachter Gleichgültigkeit, wie ein Ballordner, der eine Française kommandiert — —

Hart und schnarrend fiel das Kommando.

Charley schoss sofort, hastig, ohne zu zielen. Er fehlte. Van der Week, der aschfahl mit verbissenem Gesicht dagestanden hatte, rückte bis zur Barriere vor und schoss dann sicher und ruhig den guten Charley Gänsberger nieder.

Wir sprangen hinzu. Vor Schmerzen zusammengekrümmt lag der Arme da und was sich in seinen Zügen malte, war weniger Todesangst, als ein massloses Staunen.

„Mit mir ist's aus," flüsterte er und griff nach seiner Brust und das rote Blut rieselte ihm zwischen den Fingern durch; der Arzt riss ihm das Hemd auf und schüttelte sofort den Kopf.

„Nichts mehr zu wollen!"

Charleys Kopf sank zurück, sein Gesicht wurde kreideblass. Mister Klein bettete das Haupt des Sterbenden auf einen zusammengerollten Überrock und sagte, jenem fast zärtlich die Stirne streichend:

„Sie haben sich geschlagen wie eine echte Kavalier."

Der Verwundete lächelte dankbar. Das Lob tat ihm wohl. Aber ein ehrlicher Kerl war er immer gewesen und dies zeigte er auch jetzt. Mit Anstrengung brachte er die Worte heraus:

„Unter uns gesagt — ich habe es wirklich nicht geglaubt, dass ein Mensch den andern — so ohne weiteres über den Haufen knallt — wenn er ihm so viel — Geld schuldig ist. Ich habe auf den Baron gar nicht geschossen."

Er gab uns beiden die Hand. Mit verlöschendem Lächeln blickte er mich an.

„Sehen Sie — nun hab' ich doch — mein Duell!"

Seine Augen wurden gläsern, er sah uns nicht mehr.

Und nach wenigen Minuten sagte der Arzt, der sich über den Gefallenen gebeugt hatte: „Es ist zu Ende!“ — — — —

Der arme Charley! Wenn er wenigstens die Notiz noch hätte lesen können, welche am andern Tage die Zeitungen brachten über den „Zweikampf zwischen zwei bekannten hiesigen Lebemännern!“

„Du!“

„Miez?“

„Arthur! Setze dich einmal neben mich! Nicht gar so nahe — so! Ich habe dir schon seit langem etwas zu sagen.“

„Himmel, wie ernsthaft! Wird's eine Strafpredigt?“

„Nein — ich will dir nur sagen — dass wir keine Kinder mehr sind.“

„Wir?“

„Du brauchst gar nicht so spöttisch zu tun! Auch ich bin kein Kind mehr!“

„Natürlich — siebzehn gewesen!“

„Bald achtzehn! Und ich sehe aus wie zwanzig, sagt Mama.“

„Du bist herzig!“

„Nun fängst du schon wieder an! Und darum geht es wirklich nicht mehr so weiter — eben weil wir keine Kinder mehr sind!“

„Aber was geht denn nicht mehr, dumme kleine Miez?“

„Das ist auch so was! Ich heisse Wilhelmine.“ —

„Von und zu Bergholz! Weiss ich! Aber was will diese überflüssige Bemerkung sagen?“

„Kurz das: Wir dürfen nicht mehr so wie bisher zusammen verkehren — nicht mehr so —“

„So frère et co —.“

„Sei nicht ungezogen.“

„So kameradschaftlich?“

„Ja, nicht mehr so kameradschaftlich! Du bist jetzt schon fünfundzwanzig.“

„Ich sehe aus wie vierundzwanzig, sagt Papa.“

„Sei doch einen Augenblick ernsthaft! Ich spasse gar nicht! Also höre: Du bist fünfundzwanzig, ich fast achtzehn; wir sind gar nicht verwandt und können nicht länger mehr die Nachbarskinder spielen.“

„Diese Wendung ist auch von deiner Mama!“

„Mag sein! Aber sie hat recht!“

„Also entfremden wir uns! — Und wie sollen wir diese unsere Entfremdung zu sichtbarem oder hörbarem Ausdruck bringen?“

„Wir dürfen nicht mehr — du sagen zueinander.“

„Nicht einmal das mehr! Und ich war so stolz darauf, und sie beneideten mich so — die andern, die dir den Hof machen —

„Mir?“

„Ja! Ja! Ja! Eine ganze Meute heiratsfähiger Biedermänner macht dir den Hof. Da ist der lange Amtsrichter, der sich auf seinen Vollbart und seine I im Staatskonkurs so viel einbildet; der schöne Doktor, der tut, als dürfe ihn überhaupt kein Mädchen ausschlagen, weil er es ist, er, er, der Rechtsanwalt, mit dem moquanten Lächeln — sein ganzer Witz besteht aus diesem Lächeln — und der Major,

der immer hüpft wie eine Naive, um seinen Rheumatismus wegzuleugnen, der sanfte Lyriker, der dich fortwährend mit seinen Blicken andichtet, dann der Baron mit den grossen Schulden und dem kleinen Schnurrbart — sie alle machen dir den Hof und beneiden mich um das Vorrecht, dich duzen zu dürfen. — Und — Miez! Sag' einmal ehrlich — wie kamst du überhaupt darauf?"

„Ich kam ja gar nicht darauf — oder doch — aber nicht ganz allein! Mama — und auch Tante Laura —"

„Die Mütter! Mütter! — 's klingt so wunderlich! Was haben sie also ausgeheckt?"

„Mama fand, dass es an der Zeit sei, dass wir — ich wiederhole nur ihre Worte — das kindische Verhältnis abbrechen."

„Ach und es war so reizend! Jetzt, wo sie uns die Binde von den Augen reissen, weiss ich erst, in welch schönem Garten wir spazieren gingen. Und gerade, weil das Verhältnis kindisch war, ist es schön gewesen! — Aber wenn Mama befiehlt — da meine Hand, schlag' ein! Auf Sie und Sie!"

„Auf Sie und Sie! Und nun sage ich nie wieder du zu Ihnen!"

„Und ich sage fortan getreulich Sie zu dir!"

„Und dann noch eins!"

„Sie befehlen, Wilhelmine?"

„Mit dem Taufnamen — Herr Doktor — das geht auch nicht mehr an!"

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Gnädiges Fräulein! Mir ist es, als wäre hinter mir eine Türe zugeschlagen, eine Türe, hinter der es warm und hell war und vor der nun eine Regennacht liegt! Das ist

ein hässliches Gefühl! Ein bitter ernstes jedenfalls, wie bei jedem Abschnitt im Leben! Wir sind keine Kinder mehr! Was ist das Mie — Fräulein v. Bergholz? Das, was da auf Ihrer Wange glänzt, sieht ganz wie eine kleinwinzige Träne aus!"

„O nein! Ich bin mir nur mit dem Fächer ins Auge gekommen!"

„Empfinden Sie also nicht auch einen leichten Geschmack von Bitternis auf dem Züngerl? — Gar nichts?"

„Ich weiss nicht, was Sie meinen — das heisst, ich weiss jetzt bestimmt, dass Mama nicht gar so unrecht hatte."

„Und seit wann wissen Sie das?"

„Seit Sie das mit der Bitternis sagten —"

„Miez!"

„Bitte: Fräulein — — —"

„Lass nur, liebe Miez, du hast ja schon so viel verraten!" —

„Ich verstehe Sie nicht! Was soll denn ich verraten!"

„Wie gut ihr das Rotwerden steht! Goldkind!"

„Wenn Sie wollen, dass ich mit Ihnen plaudern soll —"

„Gut! — Sie haben recht! Es wäre schade um dies Plauderstündchen. Was liegt auch an dem unverständigen Fürwort! Sie oder du! Soll ich Ihnen was erzählen, gnädiges Fräulein?"

„Wenn es etwas Vernünftiges ist!"

„Vernünftig? Nein! Dazu ist es viel zu hübsch! — Es war zu einer Zeit, da ich Sie noch Miez nennen durfte, Fräulein Wilhelmine, und alle Welt nannte Sie damals noch Miez, denn Sie waren, verzeihen Sie, noch ein Backfisch in des Wortes grünster Bedeutung. Und wie grün war ich! Ich trug die Abiturientenmütze auf den Locken —

o ja! bitte, damals hatte ich noch Locken — und hatte das Herz und den Kopf so voll von Unsinn und überquellendem Gefühl, dass ich meine Empfindungen in Reime setzte. Für alles Hohe und Ideale schwärmte ich — die Arbeit ausgenommen — und was meinem Pegasus in die Quere kam, wurde besungen. Und Sie waren das einzige Wesen, das Sinn und Geduld für meine Poesien hatte. Und dann! Es war ein Abend im Park! Grillengezirp und Vogelgezwitscher und so weiter! Wir sassen auf einer Steinbank — sie kann auch aus Holz gewesen sein — und schauten zu, wie der rote Mond über den flachen Hügeln der Ferne heraufstieg. Ich hatte Ihnen eben ein Gedicht mit Weltschmerzgedanken vorgelesen, dazu kam der Mond, die Grillen, der Holunderduft — und unsere Seelen wurden weich. Es war nur Freundschaft, Fräulein Wilhelmine, was wir uns dort schworen — aber Freundschaft auf Tod und Leben."

„Die will ich Ihnen ja auch —"

„Zu viel Güte! — Damals sagten wir uns, dass wir bis an den Rand des Grabes gute Kameraden bleiben, uns nie etwas verheimlichen, nichts übel nehmen wollten unser Leben lang. Wir redeten sehr klug und sehr geringschätzig von den Leuten, die eine richtige Freundschaft nicht für möglich hielten zwischen Mann und Weib — nein, so präzise drückten wir uns nicht aus. Wir sagten: zwischen jungen Leuten, wie wir. Aber wir wollten es ihnen schon zeigen! Alle Welt sollte sehen, dass wir richtige Freunde seien. Und duzen wollten wir uns auch, aller Welt zum Trotz — und wenn die Tante Laura darüber explodierte! — — Wissen Sie noch, wie wir unseren Bund besiegelten? War das hübsch!"

„Sie sind unartig und waren es damals auch!“

„Aber Sie wehrten sich nicht und wir meinten es auch so ehrlich und kindisch mit unserm verlegenen Anfängerkuss. Sogar unsere Nasen gingen uns dabei im Wege um, so ungeschickt waren wir.“

„Wenn Sie nicht aufhören, von so törichten Dingen zu reden, gehe ich zu Mama hinüber in den Saal!“

„Ich bin schon zu Ende mit den törichten Dingen und es ist schade darum! Denn nun ist eben auch alles dahin und zu Ende, was wir uns damals versprochen haben für's Leben!“

„Doch nur, dass wir du zueinander sagen wollten —“

„Alles andere auch!“

„Das sehe ich doch nicht ein. Was denn — zum Beispiel.“

„Dass wir einander nie etwas übel nehmen wollten! Den Kontrakt habe ich selbst gebrochen und es Ihnen sehr verübelt, dass Sie heute dem Amtsrichter den Kotillon gaben!“

„O der! Das ist ja alles nur wegen Mama! Sie nickte mir so gebieterisch zu, als der würdige Mann um den Tanz bat. Und hinterdrein sagte sie etwas so komisches zu Tante Laura — etwas was ich nicht verstand — etwas von mehreren Eisen, die sie im Feuer habe —“

„Was für eine weitblickende Mama haben Sie doch! Und darum das Verbot! — Und waren Sie mir nicht auch schon oft um etwas böse, Mie — gnädiges Fräulein? Warum schmollten Sie denn, als wir neulich vom Schlittschuhlaufen nach Hause gingen und ich Ihnen die Flügelschuhe tragen wollte? Sie sagten: ‚Bitte, ich will andere Ihrer Galanterie nicht berauben!‘ und sagten es bitter — wie Galle!“

„Das war, weil Sie sich so viel mit dieser Frau Bartow zu tun machten. Sie ist eine Sirene, sagt —"

„Mama!"

„Jawohl! Und alle Welt sagt es! Und Sie müssen doch nicht glauben, dass dies echtes blondes Haar ist! Und ihr Ruf! Der kleine Blottwitz von den Husaren soll sich ihretwegen erschossen haben — Und sie soll gar nicht Witwe sein — sondern bloss geschieden! Sie hat ihren Mann böswillig verlassen. Schulden hat sie auch."

„Und mit diesem entsetzlichen Weibe tanze ich heute den Kotillon!"

„Höhnen Sie nur! — Bis Sie in ihrem Netz zappeln, bis es Ihnen geht wie dem armen Blottwitz. Ach Arthur — sie wird Sie sehr unglücklich machen, sie ist falsch und so putzsüchtig und sie malt sich — ich habe es vorhin ganz deutlich gesehen, sie malt sich!"

— — — —

„Miez!"

„Ich bitte!"

„Das alles ist schon wieder gegen unsern alten Kontrakt. Wir haben uns doch versprochen, was wir irgend einander mitzuteilen hätten, gerade heraus zu sagen?"

„Gewiss! Ich tue es ja eben!"

„Sie tun es nicht und ich habe es auch nicht getan. Nun reden wir alle beide schon eine halbe Stunde um die Sache herum und sagen uns doch nicht, was wir uns sagen müssten?"

„Das verstehe ich nun wirklich nicht! Was sagen müssten?"

„Dass es überhaupt mit der alten Freundschaftsgeschichte nichts mehr sein kann!"

„Und warum das?“

„Weil — sieh mich einmal an! — weil wir uns dazu viel zu lieb haben, Herzensmädel!“

„Aber was dir einfällt, Arthur —“

„Nein, sind wir dumm, sind wir dumm gewesen! So was nicht glatt weg einzusehen! Haben uns lieb und wissen es nicht und sagen es einander nicht!“

„Aber ich habe Ihnen —“

„Du, heisst es jetzt, Miez, du!“

„Ich habe ja gar nicht gesagt, dass ich — Sie lieb habe! Es ist auch gar nicht so.“

„Und die Eifersucht auf die Sirene?“

„Es war ja nur um Ihr Glück! Ich — ach Gott, auf mich kam es ja gar nicht an! Ich hätte keinem was merken lassen und wenn mir das Herz gebrochen wäre —“

„Aber lieb hast du mich nicht?“

„Ich hätte die Zähne zusammengebissen und gelacht und wäre eine alte Jungfer geworden —“

„Trotz Mama, Tante Laura, Amtsrichter, Doktor und Major! — Ja aber warum denn das alles, wenn du mich gar nicht lieb hast?“

„Ach — du!“

— —

„Aber nun zurück zu Mama!“

— —

„Herr Doktor, wo bleiben Sie denn so lange mit meiner Kleinen?“

„Mama, wir hatten — ich habe —“

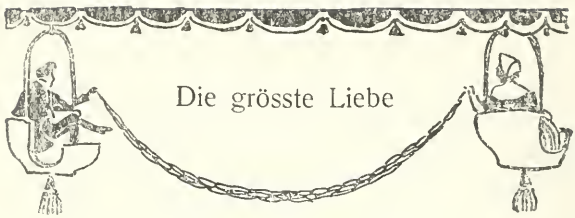
„Miez und ich hatten uns so viel zu sagen. Gelt Miez, du erzählst es deiner Mama? Ich muss zur Quadrille! —“

„Aber ihr duzt euch ja noch!“

„Verzeihen Sie, gnädige Frau — wir duzen uns — wieder!“

— — — —

„Siehst du, Laura, ich hatte recht! Es ging prächtig! Man musste die jungen Leutchen nur auf den rechten Weg bringen — ich glaube, die wären ohne mein Verbot ihr Lebtag nicht darauf gekommen, dass sie sich lieb haben — Und Arthur bekommt das Majorat, wenn sein Onkel stirbt!“



Im Saale aussen raste der Souperwalzer, und die Atmosphäre, die über der Gesellschaft lagerte, war bereits etwas schwül und heiss. Sogar die weizenblonden Töchter der Konsistorialrätin hatten etwas von Mänaden an sich; ihre Scheitel waren nicht mehr so tadellos glatt, wie zu Anfang des Balles, ihre Wangen hatten Farbe bekommen, und ihre Augen Feuer! Nicht gerade so viel, dass es den Herrn Papa kompromittiert hätte, aber Farbe und Feuer war's doch! Der Provisor von vis-à-vis defilierte im Tanzschritt an uns vorbei mit zerknitterter Hemdbrust und schwärzlich angehauchten Handschuhen — ganz Bacchant! Sogar Rektor Breitfuss hatte in der Äquatorgegend seiner umfangreichen Persönlichkeit einen Orden anstecken mit der Inschrift: „Dem flotten Tänzer."

Wir sassen — unser vier — möglichst fern den Tanzenden in der stillsten Ecke des Souperzimmers um eine rothalsige Flasche und redeten davon, welche Liebe die stärkste sei. Veranlassung zu dem Gespräche hatte des Doktors Kindermädchen gegeben, das seinem Herrn aus Gram über das Unglück, von einem Unteroffizier verlassen

worden zu sein, über die Sublimatpastillen geraten und gestorben war.

Der gute Assessor, der stark lyrisch veranlagt war und seit Jahren mit einer tiefen Herzenswunde kokettierte — es war ihm die beste Partie in der Stadt von einem Ulanenleutnant weggekapert worden —, flötete etwas von der dämonischen Macht der Liebe, während der Doktor die Verspeisung aller todbringenden Bonbons und Pülverchen in solchen Fällen als namenlos abgeschmackt, köchinnenmässig und zweckwidrig bezeichnete.

Der Assessor wurde jetzt pathetisch:

„Sagen Sie, was Sie wollen, es hat etwas Grosses, ein Leben hinzuwerfen als nicht mehr lebenswert, wenn man es mit einem geliebten Wesen nicht teilen soll! Im Kampf mit einem übermächtigen Geschick den Platz räumen, ist keine Schande, ja, der Rückzug in das unbekannte Land fordert mehr Mut als das Ertragen eines demütigenden Schicksals."

„O Sie Hamlet!" höhnte der Doktor. „Wenn einer nur das nötigste Mass von Selbstachtung hat, wird er sich für viel zu gut halten, als dass er sich wegen verschmähter Liebe aus der Welt drückte. Einer Küchenfee mag's noch zu verzeihen sein, wenn ich aber so was von einem Mannsbild höre, geht mir die Galle über."

„Falls es sich um einen Einzelnen handelt, mögen Sie recht haben, wenn auch nicht in allen Fällen. Der Mensch kann viel erdulden und doch den Mut zum Weiterleben behalten; wer weiss dass besser als ich? Aber wenn sich Zweie in heisser Liebe zugetan sind und ihnen jede Aussicht genommen ist, sich einst besitzen zu können, wenn sie dann die Vereinigung im Tode suchen, die ihnen

im Leben versagt ist, das ist nicht köchinnenhaft und nicht feige!"

„Sie sollen den Mut und die Kraft haben, ihrer Liebe zu leben, sich einander zu erobern!"

„Aber meine Prämisse sagt ja, dass unübersteigliche Hindernisse sie trennen."

„Die gibt's nicht für Liebesleute, die starken Willen haben — vorausgesetzt, dass nicht die Ehre dagegen spricht! Und dann heisst's eben entsagen. Aber sonst müssten zwei, die einander wirklich mit einer ganzen, grossen Leidenschaft lieben, immer zusammenkommen können, und wäre das Wasser noch so tief. Courage gehört freilich dazu, und wehleidig darf einer unter Umständen auch nicht sein, denn die feine Gesellschaft schlägt grob zu, wenn man die Zirkel ihrer selbstsüchtigen Sitte stört. Das ist aber alles gleichgültig. Wenn zwei anständige Menschenkinder einander angehören wollen, so haben sie auch das Recht dazu. Das ist ein Naturrecht! Familie-, Rang- und Standesunterschiede, das sind nur künstliche Begriffe."

„Was meinen Sie?" fragte der Assessor nun unseren vierten Tafelgenossen, der bis jetzt schweigend dagesessen. „Welches ist das Stärkere von dem, was Liebe kann: Sterben oder Leben?"

„Leben, immer und immer leben!" sagte der Gefragte, ein Mann, der als Ballvater eines hübschen Töchterchens hier war. Die Mutter der Kleinen war vor fünfzehn Jahren gestorben und man sagte, ihr Gatte betrauere sie noch immer mit unverminderter Zärtlichkeit.

Er fuhr fort.

„Ich kenne in hiesiger Stadt ein Ehepaar, das im Kampfe um sein Glück das Heldenhafteste geleistet hat,

das Sie sich denken können — wahrscheinlich mehr, als Sie sich denken können, und sicher mehr, als so ein Sprung zweier Lebensmüder ins Wasser ausmacht! Wollen Sie die Geschichte hören? Ich erzähle kurz."

Natürlich stimmten wir zu. Und er erzählte:

„Nun denn: er war Offizier und sie die Tochter einer nicht unbegüterten, aber kinderreichen Kaufmannsfamilie. Er warb um sie — der Vater wies ihn mit ziemlich schroffen Worten ab und der andere beging die Torheit, jenen durch ein unüberlegtes Wort auf immer sich zum unerbittlichen Feinde zu machen. Trotzdem gaben sich die Liebenden das Wort, aufeinander zu warten. Er, Heinrich hiess er, sah bald ein, dass er in seinem Berufe schwache Aussichten hatte, seiner geliebten Else einmal eine Existenz zu bieten. Er war von schwächlicher Gesundheit, überhaupt nicht zum Soldaten geboren und sah das Scheitern an der Majorsecke mit ziemlicher Gewissheit voraus. Er quittierte den Dienst und versuchte es zuerst, dank einer gewissen Federgewandtheit, die er besass, sein Brot als Journalist zu verdienen. Aber er hatte Unglück, die Blätter, für die er arbeitete, kamen nicht in die Höhe, mehr als Mittelmässiges leistete er nicht, und als er endlich bei einer grossen Zeitung Unterkommen fand, verwickelte er diese durch ein Versehen in solche Unannehmlichkeiten, dass seine publizistische Karriere ein jähes Ende nahm. Er widmete sich dem Kaufmannsstande, von Stelle zu Stelle herumgestossen, stets fleissig und ehrlich, aber immer nur imstande, sich zur Not das eigene karge Brot zu verdienen. Die Möglichkeit einer Verbindung mit Else rückte in immer grössere Ferne. Das Mädchen aber hatte zu Hause schwer zu dulden, wurde von Vater und Geschwistern

seelisch misshandelt, zu unangenehmen Verwandten geschickt, gehöhnt und beleidigt. Schliesslich lief sie bei Nacht und Nebel aus dem Hause und suchte sich eine Stellung als Gouvernante. Man hatte sie zur Heirat mit einem andern zwingen wollen durch ein fait accompli, indem man einfach die Verlobungskarten ausschickte. Heinrich ging übers Meer, gewann ein kleines Vermögen und verlor es wieder; wenn er nicht ganz unterging, so war es immer nur die Pflicht, die ihn aufrechterhielt. Zehn Jahre, nachdem er seinen Abschied genommen, kehrte er, überzeugt, dass auch drüben für ihn das Glück nicht wohne, nach Europa zurück, gealtert und leidend, aber nicht entmutigt, obwohl er arm und aussichtslos wiederkam. Er und Else sahen sich und schwuren sich aufs neue, auszuhalten. Elsas Vater starb und hinterliess seiner Tochter keinen Heller. Sie fing, dem zuerst gewählten Berufe körperlich nicht mehr gewachsen, einen kleinen Putzkram an und reüssierte. Nach zwei Jahren brachte sie der Bankerott eines Geschäftsfreundes um Hab und Gut; sie begann von neuem und mühsam erhielt sie sich über Wasser. Er war inzwischen in einem grossen Etablissement, einer Brauerei, untergekommen, schlecht bezahlt, mit untergeordneter Arbeit betraut. Endlich, fast zwanzig Jahre, nachdem die beiden sich verlobt hatten, wendete sich ihr Schicksal. Er entdeckte die groben Unterschleife eines Kollegen und bewahrte das Geschäft vor grossem Schaden. Man liess ihn vorrücken, er kam in eine Stellung, die seinen Fähigkeiten entsprach, der Tod raffte seine Vordermänner weg und heute ist er ein geehrter Mann in glänzenden Verhältnissen. Selbstverständlich holte er Else heim, sobald sein Einkommen nur annähernd für ihren Hausstand

ausreichte. Bitte: nach zwanzig Jahren Wartens — meine Herren! Ist das nicht grösser und schöner, als wenn die zwei damals nach dem groben „Nein!“ von Elsens Vater Chemikalien gefressen oder den Tod in den Wellen gesucht hätten?“

„Freilich, freilich, das ist eine Art Heldentum!“ meinte nun auch der Assessor.

„Wären sie zu rechter Zeit miteinander durchgegangen, so hätte dies das Verfahren wesentlich abgekürzt!“ warf der Doktor ein, der im übrigen zu der Erzählung zustimmend genickt hatte.

„Und wissen Sie, wer die beiden sind?“ fragte der Vorredner wieder. „Die da!“

Er deutete auf ein ältliches Ehepaar, das an einem der Nachbartische sass, so uninteressant als möglich aussah und uns doch den ganzen Abend schon interessiert hatte. Wir hatten nämlich mit vieler Heiterkeit beobachtet, wie die Frau nicht müde wurde, mit ihrem Manne Streit zu suchen, ihn durch alle erdenklichen Ansprüche und Wünsche im Atem hielt, mit allem unzufrieden war, mit den Kellnern zankte und ihren Gatten durch Unarten gegen die Nachbarn in Verlegenheit brachte. Mit der Geduld eines erwachsenen Lammes liess er alles über sich ergehen und schwang sich höchstens hin und wieder zu einem beschwichtigenden Brummen auf.

„Die da!“ — der Assessor seufzte förmlich wegen der bitteren Enttäuschung. „Das ist also Ihre grosse Liebe, die stärker ist als der Tod?“

„Ja, das ist sie,“ sagte der andere recht ernsthaft. „Wenn die dort ein paar prachtvolle Herrenmenschen wären, schön, geistvoll, eines wirklich begehrenswert für

das andere, was wäre da weiter dabei, dass sie es der Mühe wert fanden, ein halbes Menschenalter lang aufeinander zu warten? Aber so, wie sie sind, waren sie Helden! Keines schön, keines besonders fähig, keines von besonders bestrickenden menschlichen Eigenschaften! Geduckt und gedrückt, getreten und verfolgt vom Missgeschick, früh alt, unlustig, mürrisch, müde, haben sie doch immer aneinander geglaubt und den Kampf weitergeführt gegen das kleinlichste Elend, gegen Dürftigkeit und Verachtung. Sie waren nicht stark genug, einander einfach in die Arme zu nehmen, zu halten und zu sagen: „Wir haben uns, mag nun kommen, was will!“ Aber sie waren stark genug, füreinander zu leiden. Das ist die Stärke der Schwachen! Und weil die Liebe das kann, ist sie heilig, weil sie das kann, ist sie so gross, weil sie das kann, regiert und erhält sie die Welt!“

Das Ehepaar am Nachbartische erhob sich. Da stiess die Frau einen ziemlich scharfen Schrei aus:

„Nein, du Ungeschick! Nun sitzt er den ganzen Abend auf meinem Fächer! Man muss sich schämen mit dir!“

Er nahm das zerdrückte Gebilde in seine ungelenken Finger und sagte gutmütig;

„Sei nicht bös, Else, ich kauf' dir einen neuen!“

Ohne ihn weiter eines Wortes zu würdigen, rauschte sie, ihm voran, aus dem Saal und er hinterdrein, beladen mit einem verwelkten Strauss, einem Pelzkragen, einem Ridikül, einer Bonbonnière und einer langen Seidenschärpe, die er auf dem Boden nachzog.

Der Ichneumon

Einmal und nicht wieder! — —

Der Mensch soll nie an einer Menagerie vorübergehen. Er soll sie besuchen und wird immer was lernen, selbst in der verkommensten und schäbigsten Tierbude und wär's nur etwas vergleichende Physiognomik vor dem Affenkäfig. Freilich, die Erklärungen, die man an solchen Orten zuweilen bekommt — aber davon später!

Es war auf einem Jahrmarkt in der Provinz. Ich hatte mich eben in eine Bude locken lassen, deren Ausrufer fabelhafte Meerungeheuer und eine leibhaftige „Seejungfer, auch Sirene genannt", ankündigte: ein Polyp in Spiritus, ein getrockneter Sägefisch und ein kleiner Seehund, dessen schöne, dunkle Augen mich mit dem ganzen Schwindel wieder aussöhnten! Dann bekam ich nebenan den Schrecken der afrikanischen Wälder zu sehen, die grösste Riesenschlange der Welt — in Gestalt einer mindestens vier Fuss langen Boa; auf dem Aushängeschild war ein mannsdicker Python abgebildet, der eben ein Rhinozeros verschluckte.

Die letzte Hausnummer in der Budenreihe hatte eine Menagerie inne, deren bunte, abenteuerliche Bilder trotz

der eben erlebten Enttäuschungen meine Neugier wieder rege machten. Über dem Eingange kreischte ein Papagei, daneben bettelte ein kleiner grüner Affe um Obst und an der Kasse sass eine Dame in lichtblauer Taille und rotem Rock. Der Ausschnitt ihres Mieders gab in ansehnlicher Freigebigkeit dem Eintretenden eine Fülle wogender Reize preis, eine Fülle, die nur Beschränkung erfuhr durch einen kleinen Seidenpinscher, der dort Platz gefunden hatte, wo der Ausschnitt am tiefsten war. Ob das Tier aus Gründen der Schamhaftigkeit an jener Stelle ruhte, ob, um gewärmt zu werden, oder um selbst seine Unterlage zu wärmen, weiss ich nicht. Die Dame nahm mit verbindlichem Lächeln meine Gebühr für den ersten Platz entgegen, lüftete mit ihrem runden blaugefrorenen Arm einen Vorhang und flötete „Bitte, hier!“

Der Geruch von wilden Tieren, das Lieblingsparfüm der Kaiserin Theodora, quoll mir entgegen. Ein Mann in reicher, aber schmutziger Husarenuniform war eben beschäftigt, einem hohen Adel und verehrten Publiko die ausgestellten Wunder zu erklären. Da war ein Löwe, der fror, und ein Eisbär, dem es zu warm war. Der junge Wüstenkönig war höchstens ein Jahr alt und wurde als ausgewachsener Berberlöwe vorgestellt. Eine Hyäne musste sich natürlich der gewohnheitsmässigen Leichenräuberei bezichtigen lassen, ein Wolf wurde beschuldigt, in Russland herdenweise arme Reisende in Schlitten angefallen und aufgefressen zu haben. Dass sie unaussprechlich hungrig wären, glaubte man den beiden, der Hyäne wie dem Wolf. Da war dann noch ein Stachelschwein, das, wie der Husar versicherte, im Zustande der Gereiztheit seine Stacheln wie Pfeile auf seine Feinde abschoss, ein recht dürftiges Opos-

sum avancierte zum Riesenkänguruh, und irgendein stumpfsinniger Wasservogel zum Pelikan, „der sich die eigene Brust zerfleischt, um mit seinem Blute die Jungen zu ernähren.“ Auch einem Zebra sagte der Mann eine Menge unhaltbarer Dinge nach, und ein drolliger Baribal musste sich in die Rolle des schrecklichen Grizzlibären fügen. Einem gutbesetzten Affenkäfig verlieh der phantasiereiche Erklärer dadurch besonderes Interesse, dass er so ziemlich jede dort vertretene Spezies mit einem falschen Namen belegte. Ein grosser Mantelpavian erhielt dabei Titel und Würden eines Orang oder Waldmenschen, auch Gorilla und Schimpanse genannt, welcher, mit einer Keule bewaffnet, die Wälder Afrikas unsicher macht, Negerkinder raubt und den Negerdamen mit unverschämten Zärtlichkeiten nachstellt, wie etwa ein alter hässlicher Börsianer den leichtfüssigen Priesterinnen der Tanzmuse.

Das Schönste und Wunderbarste aber, was der Zoologe im Schnürrock zu sagen wusste, kam jetzt. Er zerrte aus einem Kasten ein kleines braunes Tier, das sich ängstlich zu einem Muff zusammenrollte, und begann, indes die Menge in atemlosem Staunen lauschte:

„Dies, meine Herrschaften, ist der Ichneumon, von dem Sie gewiss schon gehört haben. In Ägypten, wo er lebt, wird er heilig gehalten, denn er ist ein fürchterlicher Feind des Krokodils, welches dort in Massen vorkommt und eine schreckliche Landplage ist. Es weint wie ein kleines Kind, zieht dadurch den Menschen an und frisst ihn lebendig. Der Ichneumon aber ist der Todfeind dieses Ungeheuers, er schleicht sich in das Krokodilnest und trinkt die dort befindlichen Eier aus, er klettert auf den Rücken des Krokodils und frisst ihm die Augen aus dem Kopfe,

worauf es nicht mehr sieht und elendiglich verhungern muss. Ja, noch mehr: Wenn das Krokodil, auch Heymann oder Alligator genannt, mit weit aufgerissenem Rachen vor seiner Höhle liegt, springt ihm der Ichneumon mit einem Satz in den Schlund, frisst sich durch Kehle und Magen durch, bis ans Herz, zerreisst dasselbige und dann beisst er ein Loch durch die Bauchwand und kommt so wieder ans Tageslicht. Mit drei Jahren ist der Ichneumon, in Ermangelung dessen Ägypten eine unbewohnbare Wüstenei wäre, ausgewachsen und wird dann nicht mehr viel grösser. Dieses Tier ist das merkwürdigste in der ganzen Menagerie, und ich bitte jetzt um ein kleines Trinkgeld für das Personal!"

Der Mann klapperte mit einer Blechbüchse und hielt sie der Reihe nach jedem Besucher unter die Nase, wodurch er so manchen aus seiner Art traumseliger Erstarrung weckte. Mit offenen Mäulern und Augen hatten die Leute dagestanden und das Wundertier angegafft. Ein dicker Spiessbürger, der eine Angströhre aus der Zeit Ramses des Grossen auf dem Kopfe trug, brach endlich das Schweigen und sagte tiefsinnig:

„Ja, ja! So ein kleines Tier und so gescheit!" Und die andern nickten dem Redner beifällig zu.

Aber schliesslich zahlt der gebildete Mensch doch nicht vergeblich jeden Monat seine zehn Mark für Brehms Tierleben ab, und deshalb ging nun auch mir angesichts von so viel Unwissenschaftlichkeit und Humbug die Galle über. Ich bat ums Wort und sagte zu den ehrenwerten Menageriebesuchern:

„Meine Herrschaften! Lassen Sie sich von dem Menschen da doch nichts weiss machen. Erstens frisst der Ichneumon keine Krokodileier, sondern er nährt sich

schlicht und redlich dadurch, dass er Hühnern und Enten ihre Eier stiehlt. Ferner springt er dem Krokodil nicht in den Rachen und nicht auf den Rücken, frisst weder dessen Herz noch dessen Augen. Erlogen ist ferner, dass das Krokodil wie ein Kind weine, und erlogen ist, dass es eine Landplage in Ägypten sei, es ist dort vielmehr fast ebenso eine Rarität wie bei uns. Schliesslich — und das ist der Hauptschwindel! — ist das vorliegende Tier gar kein Ichneumon, sondern ein gewöhnliches Murmeltier, wie Ihnen der ärmste Savoyardenknabe bezeugen kann. Man hält denn doch ein verehrliches bildungsbedürftiges Publikum nicht in dieser Weise zum Narren!"

Ich war zu Ende, blickte aber vergeblich nach einem zustimmenden Nicken im Kreise umher — nichts als drohende Mienen! Kein Beifallsgemurmel! Der dicke Herr, der vorher so tiefsinnig „Ja, ja!" geseufzt, öffnete den Mund und brüllte mich an:

„Was Narr? Wer Narr? Wer ist bildungsbedürftig, Sie junger Herr, Sie? Was gehen Sie die Viecher an da herinnen? Haben wir Sie um Ihre Meinung gefragt? Waren Sie vielleicht schon in Ägypten? Haben Sie schon einmal einen Ichmeinon gesehen? Haben Sie die Weisheit mit Löffeln gefressen? Wollen Sie anständigen Leuten ihr Geschäft verderben?"

Eine Fülle von Fragen! Ich stotterte:

„Entschuldigen Sie: ich — meinte . . . ."

„Nichts wird entschuldigt! Meinen tut er, nicht gewiss wissen! Wenn Sie nichts gewiss wissen, behalten Sie Ihre Meinung für sich! Jedes Kind weiss, dass der Ichmeinon Krokodileier frisst und dass das Krokodil weint wie ein kleines Kind — haben denn Sie nie von Krokodilstränen

gehört? So ein ungebildeter Mensch und will anderen Leuten eine Rede halten? Machen Sie, dass Sie hinauskommen, Sie Naturforscher!"

Höhnisches Lachen von allen Seiten, das unverkennbar meiner Person galt, folgte dieser Rede. Einige Parapluies wurden geschwungen. Laut und nachdrücklichst riet man mir zu beschleunigtem Aufenthalt in frischer Luft. Der Tierbändiger schnappte in seinem Zorn noch immer vergeblich nach Worten und fuchtelte vor meinen Augen mit einem Instrumente aus Rhinozerosleder herum, das mir aus verschiedenen Kolonialdebatten des deutschen Reichstags unvorteilhaft bekannt war. Der Lärm hatte auch die offenherzige Dame von der Kasse herbeigelockt. Den Affenpinscher, der ihr aus dem Busen gefallen war, schwang sie wie eine bedrohliche Waffe in der Rechten und schrie dazu in merkwürdiger Begriffsverwirrung nach der Polizei. Es ward immer lauter. Ein benachbarter junger Tiger fing an zu knurren, der Eisbär fiel ein, der Löwe brüllte, die Papageien kreischten, der Elephant trompetete, die Affen fuhren wie irrsinnig in ihrem Käfig umher, alles richtete funkelnde Augen auf mich, und das einzige Wesen, das mich mit einigem Verständnis ansah, hatte keine Arme, mir zu helfen: Das übel verleumdete Murmeltier.

Unter einem wahren Höllenspektakel trat ich den Rückzug an und die drohende Menge rückte mir nach bis zum Ausgang. Beschämt und gedemütigt gewann ich das Freie, und der Mann mit dem fabelhaften Hut rief mir noch nach:

„Ein anderes Mal behalten Sie Ihre Weisheit für sich, bis man Sie fragt — Sie Gelbschnabel! — Sie Esel!"

Draussen stand ein Gendarm, notierte grollend meinen Namen und erwiderte auf meinen Protest nur:

„Wer hinausgeworfen wird, hat immer unrecht!“

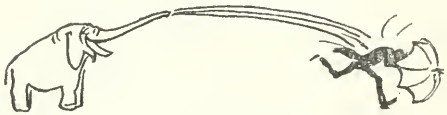
Dann stand ich allein. Ich hatte mein Publikum offenbar überschätzt und vergessen, dass ihm eine stupide, ein wenig gruselige Kinderfabel immer plausibler und angenehmer ist als eine nüchterne, selbstverständliche Wahrheit. Einmal und nicht wieder! Ich rede, der Mahnung meines Widersachers aus der Tierbude getreu, nie mehr ungefragt zum Volke. Und ob man nun ihm und mir in der Menagerie des Lebens ein Murmeltier für einen Ichneumon ausgibt, eine Meerkatze für einen Gorilla, schielende Katzenbuckelei für Loyalität, roten Meersburger für Château Larose, stiermässige Neinsagerei für gesinnungstüchtige Opposition, Snobismus für Kultur, Frömmelei für Religiosität oder sonst irgend etwas für sonst irgend etwas ganz anderes — ich schweige. Ich schweige selbst, wenn sie behaupten, das Zarenreich sei ein Musterstaat, die höhere Tochter von heute das Urbild himmlischen Frauentums, unsere deutsche Bureaukratie das Ideal weitsichtiger, grossherziger Menschlichkeit und die englische Kolonialpolitik das edelste und selbstloseste Ding auf der Welt! Ich schweige, wenn die einen erklären, unsere Höfe mit ihrem Schranzen- und Strebertum seien der einzige Hort reiner Sitten, ich schweige auch, wenn andere die behaglich brodelnde Masse unseres besitzenden Bürgertums für das gleiche Wunderding halten, und wenn wieder andere den Satz aufstellen, die wahre Tugend lebe nur im Schatten der Ballonmütze und unter der Ägide der blutroten Krawatten. Was geht es mich an — mögen sie's selber ausfressen!

Ich fühle keinen Beruf mehr, die zu Wissenden zu machen, die dumm bleiben wollen. Und seitdem nennt man mich nett und verträglich, stellenweise sogar gescheit.

Mag man den Leuten einen Häring für einen Ichthyosaurus aufschwatzen — wenn nur ich selber auf das Quiproquo nicht hineinfalle, mir soll's recht sein!

Der Ruf des Mannes aus der Menagerie hat mich's gelehrt:

„Der klügste Mann ist immer der, welcher seine Weisheit für sich allein behält."



Die Lawine

An einem Maitag, der so frisch, so heiter, so sonnig und wolkenlos war, wie unser einjähriges Eheglück, ging ich mit meinem jungen Weibe über den Paradeplatz von Munkelsdorf. Es war Helenens erster Ausgang nach der Ankunft unseres Baby und wir waren immens vergnügt; wir gingen nicht sittsam Arm in Arm, sondern meist Hand in Hand wie ein verliebtes Paar auf einem Feldrain. Bei der Blumenfrau an der Domecke, bei dem ersten Parfumeur des Städtchens, in einem Spielzeugladen, bei einer Modistin und zuletzt beim Konditor wurde eingekauft. Wir waren wie Kinder, die einen Patengroschen auf dem Jahrmarkt verjubeln. Das letzte Paket, das mit den Fondants und Pralinés und den anderen süssen Herrlichkeiten, konnte ich nur mehr mühsam auf meinen Armen unterbringen. Dann wollte es Lena tragen — ich liess es ihr nicht willig — sie brauchte Gewalt. Ein Windstoss kam und sie musste ihren Hut festhalten, den eben bei Madame Rosabelle gekauften Hut, ein wahres Gedicht, ein Ritornell aus Rosen, Reseden, Goldspitzen und grünem Seidenband! Da fiel ihr das Paket aus der Hand und kollerte über die frühlingsregenfeuchte Erde.

Wie mussten wir lachen! Und als ich wieder Atem hatte, sagte ich —

Aber nein! Ich vermelde aus guten Gründen erst später, was ich sagte, als meine Frau die Bonbonsdüte fallen liess.

Was ich aber drei Tage später zu meinem Freunde Eduard, dem frischgebackenen Rechtsanwalt, sagte, will ich unverkürzt und unabgeschwächt, ohne Sternchen, Punkte und Gedankenstriche gleich hier mitteilen. Nämlich:

„Himmelherrgottsakerment noch einmal!"

Es gibt im Leben Augenblicke, wo auch der wohlerzogenste Mensch, falls er kein Waschlappen ist, seine Empfindungen in einem anständigen Kernfluch entladen muss! Und das war zum Beispiel jetzt:

Gestern hatte mir mein Bureaugewaltiger in jener unnahbaren Art, die keine Erwiderung aufkommen lässt, bei einer kurzen und ohne mein Zutun gewährten Audienz erklärt, es sei eine Schande, wenn ein Mann nach kaum einjähriger Ehe so schlecht mit seiner Frau lebe, dass es bis zum öffentlichen Skandal komme.

Heute morgen hatte die kleine Else Müller, die Institutsfreundin meiner Frau, dieser ein Briefchen folgenden Inhalts geschickt:

Liebe Lena Weil Mama das zwischen Dir und Deinem Mann erfahren hat und Du wirst wohl selber einsehen dass ich als junges Mädchen das auf seinen Ruf hält jetzt nicht mehr gut in Euer Haus kommen kann so bitte ich Dich dies nicht übelnehmen zu wollen Deiner dich innig liebenden

Freundin Else

Und das so kurzhin und ohne jedes Unterscheidungszeichen! Gemütsmädchen!

Himmelherrgottsakerment!

Und jetzt war es Nachmittag und es lag das Skandalblättchen des Ortes vor mir, die „Munkelsdorfer Laterne", ein publizistischer Wechselbalg, so schäbig und niederträchtig, dass man seinen sämtlichen Lesern und Abonnenten ohne vorhergegangene Untersuchung ruhig hätte je fünfundzwanzig aufzählen dürfen — man hätte keinem unrecht getan. Da stand nun schwarz auf weiss zu lesen:

„Recht erbauliche Dinge vernimmt man wieder aus den „gebildeten Kreisen" unserer Stadt. Ein gewisser Schriftsteller W. W., der seit Jahren mit seiner Frau im bittersten Unfrieden lebt" — [elf Monate und vierzehn Tage war ich verheiratet!] —, liess sich neulich auf offener Strasse zu Misshandlungen hinreissen und überhäufte zugleich seine Frau mit den unflätigsten Beschimpfungen. Nun soll die Frau, dieses traurigen Ehelebens müde, mit einem als Don Juan bekannten Maler durchgegangen sein, und der liebenswürdige Gatte, dessen trübes Vorleben eine solche Entwicklung der Dinge voraussehen liess, sucht, die Nächte einsam durchkneipend, Trost im Alkohol. Auch der finanzielle Ruin der Familie steht vor der Türe. Und das sind Menschen aus der Gesellschaft! Wenn ein Arbeiter nach zwölfstündiger Marter in Essenglut und Kohlenrauch ein Glas über den Durst trinkt und mit seiner Frau in Streit gerät, dann sind jene sauberen Herrschaften gewiss mit ihrer Entrüstung zur Hand. Aber sie selbst geben ein Beispiel, dass Gott erbarme! —"

„Zum Donnerwetter, was soll man mit dem Gesindel

tun? In ganz Munkelsdorf lebt kein Ehepaar so glücklich zusammen, wie Lena und ich! Und nun diese Infamie! Man könnte lachen, wenn's nicht zum Weinen wäre!"

„Hast du Verdacht auf irgendeine Klatschbase, dass sie den Unsinn in die Welt gesetzt?" fragte mich Eduard.

„Auf irgendeine? Nein! Auf alle? Ja! Du weisst ja, wie es hier zugeht. Wenn die Hunde nur alle zusammen einen Kragen hätten, dass ich mich einmal satt schütteln könnte. Aber ich muss mir die Schuldigen herausgreifen, koste es, was es wolle!"

„Abgemacht! Fangen wir die Halunken!"

„Aber wie?"

„Ganz einfach! Jede derartige Verleumdung wächst aus einem winzigen Kern, einem Nichts allmählich zur Lawine an, dadurch, dass jede von den Klatschbasen ein weniges dazu tut beim Weitergeben. Dieser Zeitungsartikel, der Brief der blonden Else, die Predigt deines Chefs — da ist die Lawine! Nun kannst du entweder vom Kern aus die Sache bis zu ihren ungeheuerlichen Schlussdimensionen verfolgen oder vom Lawinenzustand zurück bis zum Kern! Hast du den Kern?"

„Keine Ahnung!"

„Also fangen wir am dicken Ende an. Der Letzte muss uns auf die Spur des Vorletzten bringen. Da ist z. B. dein Chef . . . ."

„Der hat es von seiner Frau — da komme ich nicht weiter."

„Oder der Redakteur der ‚Laterne' . . . ."

„Der steckt sich hinter das Redaktionsgeheimnis, lässt eventuell seinen armen Teufel von Sitzredakteur für sich brummen!"

„Also die Else Müller. Aber woher die es hat, wissen wir ja, von ihrer Mutter. Und die hat es natürlich von ihrer Schwester, der Frau Geheimen Rechnungsrätin Tilde Meierstein — meinen Kopf zum Pfande! Die alte Schachtel hat eine der bösesten Zungen in Munkelsdorf. — Donner und Doria! Da geht sie."

Von einer plötzlichen Eingebung erfasst, ging ich quer über die Strasse, stellte die biedere Frau und fragte, auf die Gefahr hin, für verrückt gehalten zu werden, sehr energisch:

„Woher wissen Sie es?"

Und richtig! Ihr schlechtes Gewissen liess sie sofort verraten, um was es sich handelte. Sie machte grosse, bange Augen und hauchte:

„Von meinem Vetter, dem Oberstleutnant v. Window."

„Natürlich! Darauf hätte ich selber kommen können! Seit dieser gute Mann den blauen Brief bekommen hatte — für seine berühmte Kavallerieattake auf eine Gartenmauer —, beschäftigt er sich eifrigst damit, die Gesichter anderer Leute so sauer zu machen, als sein eigenes ist! Na warte!"

Ich inquirierte weiter: „Und Sie haben die Geschichte ganz ohne Zutat weiter erzählt?"

„Aber, mein Herr . . . . ."

„Bitte, gnädige Frau! Ich gebe Ihnen hiemit mein heiliges Ehrenwort, dass ich jeden an dieser niederträchtigen Verleumdung Beteiligten schonungslos dem Gericht übergeben werde, wenn er mir nicht die volle Wahrheit sagt."

„Aber . . . . ." Und noch drei „Aber . . . . ." Dann gestand sie, dass sie die Geschichte mit dem Maler und meiner Frau „dazugetan". Sie hatte gesehen, wie mein dicker Freund Egon — der und ein Don Juan! —

mit meiner Frau in der Richtung gegen den Bahnhof ging! — — —

„Guten Morgen, meine Gnädige!"

Ich verbeugte mich und hierauf nahm ich mit Eduard, dem die Sache, wie er sich ausdrückte, eine „diebische Freude" machte, einen Wagen. Wir warfen uns erst in feierliches Schwarz, und dann traten wir unsere Untersuchungsrundfahrt an. Zuerst ging es zu Window. Nachdem wir ihm mit einem deutlichen Hinweis auf den Amtsrichter alle Haudegenallüren und Heldenredensarten abgewöhnt hatten, richtete ich an ihn die Frage, was er „dazugetan" habe.

„Die Geschichte mit dem stillen Suff!"

„Wie kommen Sie denn darauf!"

„Ich sah Sie doch am Samstag abend im Stadthauskeller, wo ich allabendlich meinen Schoppen Mosel nehme . . . . . es können auch zwei sein."

Richtig! An jenem Abend hatte Lena, von der rauhen Frühlingsluft müde, zeitig ihr Lager gesucht. Und da war ich, viel zu vergnügt, um schon zu schlafen, fortgegangen und hatte ein einsames Glas Maibowle auf unser Glück geleert — also daher der „Ruin der Familie!"

„Und woher hatten Sie die Geschichte, Herr Oberstleutnant?"

Er hatte sie von der Konsistorialrätin Heintze. Also zu der! Die Entfernungen in Munkelsdorf sind nicht sehr gross, und zu gewissen Tageszeiten trifft man alles zu Hause.

Mit furchtbar ernster Miene sassen wir in der Putzstube der Rätin auf deren weissbehosten Sammetstühlen. Eduard hielt dabei sein orangegelb gebundenes Strafgesetzbuch in der Hand, den Daumen zwischen jene Seiten geklemmt, die von der Verleumdung handeln. Die Frau

Konsistorialrätin wand sich wie ein Wurm. Sie wusste nicht . . . . sie hatte nicht . . . .

Eduard schlug das Strafgesetzbuch auf und las: „Wer wider besseres Wissen in Bezug auf einen andern eine unwahre Tatsache verbreitet, welche denselben verächtlich zu machen geeignet ist, wird wegen verleumderischer Beleidigung mit Gefängnis bis zu zwei Jahren bestraft. — Es ist der § 187, meine Gnädige . . . für das schlechte Deutsch bitte ich, nicht mich verantwortlich zu machen — — —"

Die Frau Konsistorialrätin hatte es vom Doktor Beutemann, einem Quacksalber, der bekannt dafür war, seine Patienten statt der Heilung, die er der Natur überliess, mit endlosen Klatschgeschichten zu regalieren. Und dazu getan hatte die Frau Rätin auch etwas: das mit dem langjährigen Zerwürfnis . . .

„Guten Morgen!"

Mit weit offenem Mund sah uns die würdige Dame nach.

„Machen Sie doch das Gehege Ihrer Zähne zu," sagte Eduard ungezogen — „es zieht!"

Es war doch wirklich empörend, zu sehen, wie die Leute da klatschten und logen, bloss um zu klatschen und zu lügen!

Der Herr Doktor Beutemann versuchte zuerst, unseren Angriff mit Grobheit abzuschlagen. Er hatte schon so vielen Klatsch umhergetragen, dass es ihm auf eine solche Kleinigkeit mehr oder weniger nicht ankam. Erst meine Versicherung, dass ich ihn unnachsichtlich verklagen werde, half. Er schnarrte was von der Empfindlichkeit der jungen Leute von heutzutage und gab dann die Quelle seiner Wissenschaft in dieser Angelegenheit an: Der Herr Domänendirektor Flaus hatte die Sache am Stammtisch erzählt.

„Und was haben Sie dazugelogen?“ fragte Eduard den Heilkünstler.

„Mein Herr! . . .“ Er liebäugelte mit einem Paar bunt eingezogener Schläger an der Wand.

„Nach der Gerichtsverhandlung mit Vergnügen!“ sagte mein Freund. Schliesslich gestand der Herr Doktor zu, dass er mein „getrübtes Vorleben“ erfunden, d. h., wie er sich auszudrücken beliebte, „selbständig, aber logisch aus dem Gesamtvorgang rekonstruiert“ habe. — —

„Guten Morgen!“ Unter der Türe kehrte sich mein nun schon in Hitze geratener Freund Eduard um und sagte:

„Sie sind ein netter Onkel! Aber im übrigen liesse ich mir von Ihnen immer noch lieber die Ehre abschneiden, als auch nur die Nägel. Sie schnitten gewiss daneben!“

Der Herr Domänendirektor Flaus hatte es von seiner Frau; er wurde butterweich, sobald wir von einer drohenden Klage gesprochen hatten. Seit einer langwierigen, peinlichen und nur durch die Barmherzigkeit seines früheren Brotherrn eingestellten Untersuchung über das Verschwinden gewisser Überschüsse hatte er eine Art von Idiosynkrasie gegen das Buch mit dem gelben Umschlag, das er in Eduards Hand sah. Er gestand alles ein, und zwar, sonderbarerweise ungefragt, auch das, was er selber dazu erfunden hatte: Die Realinjurien, die ich meiner Lena zugefügt haben sollte. Seine Frau hatte ihm nur von einer skandalösen Schimpferei erzählt.

„Sie haben's nötig!“ sagte Eduard im Hinausgehen. Und der Herr Domänendirektor a. D. stotterte etwas von „grossem Vergnügen“.

Von seiner Frau hatte er es also! Von der Frau Fanny Flaus! Und die war wirklich die abscheulichste

Kaffeeschwester der Stadt, ein Geschöpf, das kein Familienglück ungetrübt lassen konnte, dessen Schadensucht was Dämonisches hatte. Kein Freudenbecher wurde leer getrunken im Orte — sie hatte ein Tröpflein Gift hineinzuträufeln oder ein Blättlein vom Kraut Wermut hineinzutun.

Sie war beim Verhör die zäheste von allen. Aber es war auch glorios, zu sehen, wie sie Freund Eduard langsam an seinem Inquisitionsfeuer briet. Sie gestand und sie widerrief. Sie hatte nichts gesagt — gar nichts. Im Gegenteil! Sie fand meine Frau reizend, mich charmant. —

„Und doch haben Sie die Leutchen verleumdet . . ."

„Mein Herr, Sie sprechen mit einer Dame!"

„Einer Dame? Nicht, dass ich's wüsste!"

Noch einmal versuchte sie es mit dem Tone verletzter weiblicher Hoheit: „Nun denn, mein Herr! Nennen Sie das verleumden, wenn man weitererzählt, was man mit eigenen Augen gesehen, mit eigenen Ohren gehört hat?"

Ich gestehe, dass ich nie in meinem Leben neugieriger gewesen bin als in diesem Augenblicke. Die ganze Lawine war ja bereits auseinandergewickelt — jetzt kam der Kern.

„Wollen Sie die Güte haben, mir mitzuteilen, was Sie gehört und gesehen haben?"

Sie hoffte wohl, durch eine masslose Unverschämtheit sich noch aus der Affäre ziehen zu können.

„Jawohl! Waren Sie nicht am letzten Samstag, vormittags 11 Uhr, auf dem Paradeplatze mit Ihrer Frau vor der Konditorei von Hoven?"

„Gewiss!"

„Und hier hatten Sie einen Wortwechsel! Das kann ich beschwören!"

Einen Wortwechsel! Mir dämmerte ein Licht. Fast hätte ich laut aufgelacht.

„Und da gebrauchten Sie einen Ausdruck . . ."

„Welchen?"

„Als Dame kann ich ihn nicht wiederholen!"

„Ich bitte aber dringend darum!" Meine Stimme schwoll an, so dass sie einen Schritt zurückfuhr.

„Ich kann das nicht wiederholen — es war ein gemeines Schimpfwort!"

„Mein Wort darauf: wenn Sie mir jetzt nicht Antwort geben, werden Sie einem Rede stehen müssen, der Sie zwingen kann!"

Frau Fanny wurde ganz bleich:

„Sie stritten um ein Paket, das keines von Ihnen tragen wollte . . . ."

„Das jedes von uns beiden tragen wollte!"

„Da warf Ihre Frau das Paket zornig zu Boden."

„Sie liess es fallen, weil ein Windstoss ihr fast den Hut nahm."

„Und dann sagten Sie . . ."

„Nun, wird's bald?"

„Das Schimpfwort!"

„Welches? Ich glaube, ich hob drohend den Arm mit dem Regenschirm.

Und nun stammelte Frau Domänendirektor Flaus das Wort, das ich zu meiner Frau gesagt hatte:

„Tschaperl!"

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Tschaperl! Und daraus machten sie eine wüste Schimpferei, Misshandlung, Familienunglück, Ehebruch, Säuferwahnsinn — weiss Gott, was!

Tschaperl!
Das war der Kern der Lawine.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Bevor wir gingen, wandte sich Eduard nochmals um und beehrte die Frau Fanny Flaus, die schluchzend in einer Sofaecke lehnte, mit folgender Ansprache:

„Wenn Sie die Jakobstrasse da hinaufgehen, kommen Sie zuletzt an ein Haus mit vergitterten Fenstern: Schauen Sie sich's gelegentlich einmal an! Es stecken allerhand arme Teufel drin, mit denen Sie sich nicht an einem Tische sitzen möchten, Diebe und Einbrecher, Fälscher und Totschläger. Aber ein miserableres Metier als Sie, meine Gnädige, hat sich von der ganzen traurigen Gesellschaft doch keiner ausgesucht! — Guten Morgen."

Die wandernde Kerze

Im folgenden soll ohne jedes Pathos und ohne die mindeste Rührsamkeit erzählt werden, was eine Kerze von menschlichen Schicksalen sah, so lange sie brannte. Recht viel Vergnügliches war nicht dabei, und auch in das hellste Licht, das die Kerze warf, fielen lange, böse Schatten von aussen; aber es sahen sie nicht alle, denen die Kerze leuchtete.

* * *

Das hübsche Stubenmädchen im „Goldenen Bären" nahm sie nebst einer vollkommen gleichgearteten Schwester aus einem blauen Paket und steckte beide auf Leuchter, deren Versilberung stellenweise noch recht gut zu erkennen war. Die schlanken langen Kerzen waren von blendendem Weiss.

Das hübsche Stubenmädchen mit dem blassen Gesicht, das stets aussah, als habe es eine Freinacht hinter sich, lächelte pikant, als es die Kerzen aufsteckte, und Bernhard, der Oberkellner, der dabei stand, lächelte frech. Denn das

Zimmer sollte die erste Station für ein junges Paar auf der Hochzeitsreise bilden. Es war das mit den blauen Damastmöbeln und das einzige im „Goldenen Bären", das Doppeltüren hatte. Und die Paradekopfkissen hatten Einsätze, mit blauem Atlas unterlegt.

Das hübsche Stubenmädchen brannte die Kerzen ein wenig an, damit sie später leichter anzuzünden wären. Dann sagte der Oberkellner Bernhard ihr etwas ins Ohr, und sie schlug ihn mit dem Rohrstiel des Staubwedels über den Rücken. Dann fasste er sie um die Hüfte und küsste sie, und sie ihn wieder. Der kecke Bursche sagte ihr abermals was ins Ohr und sprang davon; sie schlug aber jetzt nicht mehr nach ihm, sondern starrte ihm nach mit ihren heissen Augen, die ein wenig zu gross waren für das schmale Gesicht und zu dunkel umrändert. Die Kerzen löschte sie dann aus, langsam und verträumt, wie es sonst gar nicht ihre Art war.

* *

Die zwei kamen die Treppe herauf mit ihren nagelneuen Handtaschen, verlegen, dass sie kaum zu reden wussten. Auf jede Frage des Hotelpersonals sagten sie „Ja". Das Stubenmädchen deckte ihnen den ovalen einbeinigen Tisch, stellte ein feines kaltes Abendbrot darauf und eine Flasche edlen Rotweins, rückte noch einiges zurecht, zupfte ein Kleines an den Bettdecken und sagte schliesslich, ebenso unschuldig als unverschämt:

„Wenn Sie mich brauchen sollten, bitte ich, zweimal zu klingeln."

Sie sagten wieder „Ja" und standen im übrigen noch

im Zimmer, wie sie gekommen waren in Reisemänteln, die Hüte auf den Köpfen. Er, ein blonder — sehr blonder und etwas unausgebackener junger Mann mit kleinem Schnurrbärtchen und einem Kneifer, hatte sogar noch seine Ledertasche in der Hand. Erst als die Schritte des Stubenmädchens im Korridor verklungen waren — sie trabte recht kräftig, damit man nicht meine, sie weile am Schlüsselloch —, legten sie ihre Sachen ab.

Dann sahen sie sich in die Augen und sie merkte gar nicht, wie komisch der Blick des Kurzsichtigen war, der seinen Kneifer abgenommen hatte.

„Emmy, mein Weib!“ flüsterte er.

„Heinz, mein lieber Heinz!“ wisperte sie und wurde so rot, als sie nur irgend konnte.

Das Nachtmahl rührten sie nicht an, nur eine dicke Mandel, die aussah, als berge sie ein Vielliebchen, knackte sie auf; es war aber keines. Er entkorkte die Flasche, aber sehr ungeschickt und nicht ohne einiges zu verschütten. Ihr Gespräch bestand fast ausschliesslich aus den beiderseitigen Taufnamen und den Beiwörtern: süss, lieb und einzig.

Dann wurden sie stumm. Er nahm sie in seinen Arm und sie erwiderte gelehrig seine Küsse. Er sagt mit bebenden Lippen ein paar Worte und sucht dann ihren Blick. Aber der Vorhang ihrer langen braunen Lider lag über den Augen. Er wiederholte. Sie schlug den Blick zu ihm auf — scheu und bang — — und blies die Lichter aus.

* * *

Am andern Morgen waren auf der Hotelrechnung aus den ehrlichen deutschen Kerzen anspruchsvolle und schwindelhafte „Bougies“ geworden und kosteten zwei Mark. Es

war kaum ein Zoll abgebrannt und sie konnten ganz gut noch für neu gelten und galten auch dafür, als der Abend kam und das blaue Zimmer wieder vergeben wurde.

Es kam abermals ein Paar.

Die Frau blieb in ihren dichten schwarzen Schleier gehüllt, und der Mann sah mürrisch und bleich aus. Das Stubenmädchen zupfte nicht an den Decken, bevor es aus dem Zimmer ging, und sagte den ungemütlichen Leuten kein unverschämtes Gutenacht. Als sie draussen war, flog der Riegel zu, auf den die zweie am Abend vorher ganz vergessen hatten. Die Frau riss sich Hut und Schleier vom Kopf und warf beides achtlos in eine Ecke. Der Mann legte einen funkelnden Revolver auf das Nachttischchen. Dann umschlangen sie sich, wild, mit einem dumpfen Stöhnen; sie küssten einander den Mund, die Stirn, die Augen, die Hände; und er fiel nieder vor ihr und küsste ihre Füsse.

Sie aber nahm den Revolver von der Marmorplatte und küsste dessen Mündung. Und er wie sie. Es durchschauerte die beiden, und die Frau fragte noch einmal kaum hörbar:

„Ist kein Ausweg?“

„Keiner. Du weisst es ja!“

„Vielleicht könnten wir — wir wollten doch auch erst — —“

„Übers Meer! Und drüben im Elend verkommen!“

„Es ist so furchtbar!“

„Willst du zurück zu dei . . — zu ihm?“

Sie schwieg und weinte; und er sass wortlos und tränenlos und schaute irr in die flackernde Flamme der Kerze. Müdegehetztes Wild waren sie — überall zog sich um sie das Garn zusammen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Die Briefe!“

Sie nahm aus ihrer kleinen Handtasche ein paar versiegelte Briefe und legte sie auf den Tisch, überlas mit weit aufgerissenen Augen nochmals die Überschriften und nickte mechanisch mit dem Kopfe, als sie alles in Ordnung fand. Der Mann schüttete indessen den Inhalt seiner Börse auf ein Blatt Papier und schrieb darunter:

„Zur Begleichung unserer Rechnung. Den Rest für das Hotelpersonal mit der Bitte um Verzeihung wegen der Mühe, die wir ihm machen werden.“

Sie waren jetzt fertig und es war Zeit für die Tat der Befreiung. Wieder nahmen sie einander in die Arme und blickten sich an, lange, ohne ein Wort zu sagen; ihr Atem ging laut und keuchend. Schliesslich tat es ihnen weh, sich ins Gesicht zu sehen, weil das so süsse Erinnerungen weckte und die Stunde so bitter war.

Darum löschten sie das Licht. Das zweite hatten sie gar nicht angezündet.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Erregung im Hotel am nächsten Morgen war ungeheuer. Vor der Türe des „Goldenen Bären“ drängten sich die Gaffer. Beamte, Polizisten, Reporter und Handwerksleute gingen und kamen mit wichtigen Gesichtern. Der Wirt war wütend. Die blauen Damastmöbel kamen in ein anderes Zimmer. Das hübsche Stubenmädchen, blasser noch als sonst, nahm die Kerze von ihrem Leuchter, die Kerze, von der hier die Rede ist. Mit gutem Gewissen: Die beiden stumm gewordenen Gäste hatten reichlich genug für Bougies gezahlt!

Am Abend brachte das Mädchen die Kerze, eine fast noch volle Bouteille Chambertin und einen Rest kalten

Fleisches ihrem Bruder, der Violinist war an einem armseligen Vorstadttheater, sechzig Mark Gage im Monat und die Schwindsucht hatte.

Die Kerze war noch nicht bis zum ersten Drittel verbrannt und kam ihrem neuen Eigner sehr gelegen, denn der Monat war schon weit ins letzte Drittel gediehen und da oben, unterm Dach, war alles das rar geworden, was nur für Geld zu haben ist.

So wurde die Ernte aus dem blauen Zimmer mit Hurra begrüsst, und als die Dämmerung näher rückte und die mannigfaltigen Kamine im Gesichtskreis von Hans Rühlemanns Mansardenfenster im Spätrot erglühten, schenkte sich jener den ersten Trunk Chambertin ein. Er goss die rubinrote Flut in ein zersprungenes und trübes Glas, das gleichzeitig als Mundbecher, Blumenvase und zu Waschtischzwecken diente, und er tat einen langen, tiefen Zug. Die Blume der Bourgogne schüttete er hinunter wie gemeinen Tiroler Krätzer und — auch ohne nur das geringste Verständnis zu haben für ihr Bouquet, empfand er ihre Wirkung doch sehr angenehm. Behaglich warm durchströmte es seine hageren Glieder; er fühlte sich stark, jung und gesund. Er trank noch einmal — er fühlte sich leicht, frei und reich. Das Fernste schien ihm nahe, das Unmöglichste wahr, das Dümmste weise.

Jetzt war die Sonne hinunter, hinter den hohen Giebel der alten Jesuitenkirche. Hans Rühlemann steckte die Kerze in einen Flaschenhals und entzündete sie, und sie warf ihr Licht über eine schmale verkritzelte Tischplatte und einen neuen weissen Bogen Papier, den er darüber breitete.

Und dann nahm er eine Feder, die dick war und missgestaltet von der vielen eingetrockneten Tinte und laut auf-

kreischte, als er sie zur Arbeit zwang. Und in einem Zuge schrieb er ein kleines Liebeslied, das anhub:

„Lass mich zu deinen Füssen,
Du Wunderholde, knie'n —"

Absonderlich gut waren die Verse nicht. Aber im Rausch und Schimmer der Stunde erschienen sie ihm so, und er spürte im Geiste was wie Lorbeer auf seinem Träumerhaupte. Der Rausch und der Schimmer dieser Stunde verklärte ihm so vielerlei: sein armes, trübseliges Dachstubenleben, seine spärliche Kunst und sein noch viel spärlicheres Glück; und die Gestalt der hübschen kleinen Winkelprimadonna mit der vollen beweglichen Figur, dem Circelachen und den Kinderhänden. Und der Rausch der Stunde liess ihn erst recht vergessen, was er im Rausch einer wahnwitzigen Liebe ja längst vergessen hatte: die Schminke auf ihrem Gesicht und den Leichtsinn, in dem sie lebte, in dem sie sich jeden Tag wegwarf, wegwarf um jeden Preis.

Trunken hielt er die rein geschriebenen Verse in Händen und steckte sie in einen schmalen langen Umschlag.

Hierauf löschte er das Licht. Es war nicht mehr nötig. Von aussen schien der Mond herein, und in ihm war es ja so hell — so hell!

* * *

Die sich wegwarf um jeden Preis — „vom Veilchensträusschen bis zum Tausender", wie einmal einer gesagt hatte —, hatte nun einmal die Laune, sich in Hulden zu verschenken. Sie hatte schon allerhand für ihre Liebe bekommen — aber noch kein Lied. Und sie erinnerte sich, dass der Mansardenpoet ein paar hübsche dunkle Augen hatte — und

sie kam! Es war gegen Abend, und er übte gerade auf seiner Geige, überhörte ihr Klopfen, stand ihr plötzlich, wie in alle Himmel hinaufgefallen, gegenüber und starrte sie an, als sei sie ein Engel aus besserer Welt. War sie dies nun auch wirklich nicht — der Effekt war der gleiche!

Sie streckte ihm die kleine rosige Hand entgegen mit einem verheissungsvollen „Nun?"

Zitternd stand er vor ihr und wagte kaum, die Hand zu berühren, die sich ihm bot. Als sie ihm aber sagte, dass sein Lied sie gerührt habe bis zu Tränen, dass sie käme, ihm zu danken, als sie ihn fragte, ob er ihr wirklich „ein bissel gut" sei, da schmolz auch seine Blödigkeit dahin und seine Lippen fanden den Weg — erst zu ihrer Hand, dann zu ihrem Munde. Mit elementarer Gewalt brach die Leidenschaft aus ihm hervor, als er jetzt tief atmend auf einen seiner beiden Sessel sank und das sündhafte Persönchen auf sein Knie niederzog. Er sagte ihr, wie lange er sie liebe und wie heiss; wie er arm und krank und nie geliebt worden sei sein Leben lang, wie er gar nicht gewusst habe bis heute, was Glück sei, nur Hunger und Not und Sorge habe er gekannt und Scham darüber, so als Ausschuss- und Mansardenmensch in abgeschabten Kleidern zu gehen und abends neben Pfuschern eine solche Pfuiteufelmusik zu spielen, alle Gassenhauer und Drehorgelmelodien des Jahres.

Er sprach schnell und sein Atem ging laut; es war wirklich nicht uninteressant, zu hören, wie dieser Strom in Gefühlen aus seinem Innern sich entlud. Ein wenig hektisch sah er freilich aus, aber auch das stand ihm nicht übel und den perversen Geschmack des übersättigten Hetärchens gelüstete es nun einmal nach dem Hautgoût dieser absterbenden Lebenskraft.

Sie drängte sich enger an ihn, sie schlang die vollen, weichlichen Arme um seinen Hals und gab ihm einen Kuss, einen von denen, die einem Trunkenen vollends die Sinne rauben.

Und als Fackel dieser Liebesfeier brannte die Kerze im Flaschenhals — — —

Vom Turme der Jesuitenkirche dröhnte der Elfuhrschlag.

„Ich muss gehen, Herz!“ flüsterte sie leise und machte sich los, selbst erglüht und trunken. Das Glück, das sie gegeben, machte sie beinahe gut, beinahe glücklich.

„Ich leuchte dir die Treppe hinunter,“ sagte der Musikant, aber sie liess es nicht geschehen.

„Was fällt dir ein? — Du sollst nicht noch einmal die fünf Treppen hinaufsteigen, du mit deiner schwachen Brust. Gib mir die Kerze. Ich komme wieder. Adieu, mein Schatz.“

Und sie nahm das Licht mit fort. Sie nahm überhaupt alles Licht fort aus seinem Leben. Denn sie kam nicht wieder.

— — — — — — — —

Im Hinabsteigen trällerte das junge Weib Hanses Lied nach der Melodie: „Hab' ich nur deine Liebe — die Treue brauch' ich nicht.“ Sie dachte sich weiter nichts dabei. Die Kerze warf sie unten fort und diese fiel auf ein Häufchen Strassenkehricht und blieb ganz. Nun hatte sie immer noch fast ein Drittel ihrer ursprünglichen Länge.

Eine ältliche Frau, eine von den Armen, die immer mit den Augen auf der Erde suchen, hoffend, irgendeinen Fund zu machen, einen Pfennig, einen Knopf oder auch nur ein Endchen Bindfaden, hob die Kerze auf und trug sie in ihre Wohnung heim.

* * *

Es war keine Dachkammer, sondern eine düstere Hinterhausstube zu ebener Erde, die bei Tage finster war, weil nie ein Streifen Sonnenlicht hereindrang, und bei Nacht, weil man sich den Luxus eines Lichtes nicht gestattete.

Die Frau hatte die Kerze angezündet, und als die blonde Lene aus der Fabrik kam, sah sie mit Staunen die Helle im Gemach.

„Donner und Doria — Festbeleuchtung? Hast du das grosse Los gewonnen?"

„Ich habe die Kerze auf der Gasse gefunden."

„Die müssen's haben, dass sie halbe Kerzen wegschmeissen können!" sagte das Mädchen, das hübsche, aber frühwelke Züge hatte, und machte sich über ihr dürftiges Abendbrot her — es war „Brot im allerengsten Sinne". Und dann schwatzten sie. Von Sorgen und Jammer. Immer von Sorgen und Jammer. Vom Krämer, der nicht mehr stunden wollte, vom Vorarbeiter in der Fabrik, der Lene chikanierte — sie wusste schon warum —, vom Metzger, der so viel Geld nahm für so wenig schlechtes Fleisch — vom Hausherrn, der für das Loch, in dem sie wohnten, zwei Mark mehr haben wollte vom Ersten ab.

Auf der Gasse wurde ein langgezogener Pfiff laut. Lene fuhr auf, sank aber gleich wieder in ihre vorige müde Stellung zurück.

„Es wird Karl sein," meinte die Alte.

Lene sass unbeweglich; ihre Augen waren nass geworden.

„Geh doch hinaus zu ihm!" sagte die Mutter.

„Ich mag nicht. Nie mehr!"

Die Frau sah verwundert, ja erschrocken auf das Mädchen, das ihren Blick nicht aushielt und nun laut auf-

schluchzend den Kopf auf die Arme fallen liess, die verschränkt auf dem Tisch lagen. Ihr Weinen und Klagen tönte wild und garstig; wehe, fast tierische Laute mischten sich darein und hin und wieder auch ein derbes Schimpfwort, halb ertrunken in Tränen —

„Der Schuft! Der Hund!"

Die Mutter hörte schweigend zu. Sie verstand alles, weil sie auf alles gefasst gewesen war. So war es in ihrem eigenen Leben und um sie gewesen, so lange sie dachte. Und jetzt war die Lene achtzehn Jahre alt und ging schon elf Monate mit ihrem Schatz — also was weiter? Ein Wort des Vorwurfs hatte sie nicht. „Und was ist's mit ihm?" fragte sie nach einer Pause.

„Wie ich — es — ihm sagte, da besann er sich mit einem Male, dass er nun doch bald in seine Heimat reisen müsste. Seine Eltern hätten geschrieben. Und ich weiss schon — er hat dort eine Braut, oder so was — der Schubjack!"

Draussen schallte noch einmal der Pfiff!

„Pfeif' zu!" rief das Mädel, und ihr verzerrtes, rotgeweintes Gesicht sah im flackernden Kerzenschein aus wie das einer Furie. „Ich lauf' dir nimmer nach, und dein ‚B'hüt Gott!' brauch' ich auch nicht, du schlechter Kerl, der sein Mädel im Elend sitzen lässt!"

Ihr Kopf fiel wieder auf die Arme herab, und ihr Toben klang aus in ein singendes Wimmern, das anschwoll und nachliess fast in regelmässigem Takte.

Und all der Schmerz, der diesen Körper erschütterte, kam nicht von dem Kummer um bevorstehendes Elend, sondern vom Jammer um eine verratene Liebe.

Die Kerze aber brauchten sie nicht mehr, und Lene

blies ihre Flamme aus. Dann ging sie zu Bett, fing wieder an zu schluchzen und weinte sich in den Schlaf.

Die Alte aber hielt noch Stunden lang Wacht an diesem Bette und hatte seltsame Gedanken und seltsame Fragen an ihren Gott, auf die sie keine Antwort bekam.

Aber das sah die Kerze nicht mehr. Kerzen hören und sehen nur, solange sie brennen.

* * *

Jetzt waren's noch zwei und ein halber Zoll.

Am nächsten Abend kam zu Lenes Mutter ein junges Weib herunter, das um eine Treppe höher wohnte. Sie war nicht hässlich und von derber Gesundheit, von jener unverwüstlichen Lebenskraft, die mitunter selbst in der drückendsten Armut gedeiht. Weder der Hunger noch Schläge hatten ihrer Fülle geschadet. Nur ein wenig blass sah sie aus, aber die Blässe hing vielleicht irgendwie zusammen mit dem blauen Fleck, der sich unter ihrem rechten Auge ausbreitete. Sie bat um ein Endchen Licht; der Krämer an der Ecke hatte schon geschlossen, weiter wolle sie nicht mehr gehen.

„Morgen bringe ich Ihnen eine ganze Kerze dafür."

Die Alte gab das Licht, und die Male trug es in ihre Stube hinauf und zündete es an. Der Kerzenschein fiel auf einen jungen Burschen, der sich faul auf der Bettstelle reckte und dann aufsprang. Male sah ihm in sein keckes, verwüstetes Gesicht mit einem bittenden Blick. Er knurrte irgendein gemeines Wort.

„Eduard, ich kann nicht, ich kann nicht! Sonst will ich dir ja alles tun. Ich geb' dir meinen ganzen Verdienst —"

„Eine Mark zwanzig im Tag, wo du zehne verdienen könntest, du dummes Ding! Sei nicht albern, oder ich — na, du kennst mich ja! Der Buchhalter ist ein nobler Mann und lässt sich nicht lumpen —!“

Er zupfte seine bunte Krawatte zurecht und griff nach seinem Hut. Dann zog er aus der Tasche seiner Geliebten deren Geldbeutelchen, nahm die letzten Münzen daraus und überzählte sie. Drei Nickelmünzen warf er ihr wieder zu:

„Iss was!“

„Ich hab' keinen Hunger!“

Lachend nahm er das Geld wieder an sich.

„Mir kann's recht sein. Heb' du deinen Appetit auf für morgen, da futtern wir was Feines!“

„Edi —“

„Sei gescheit! Adjes!“ — —

Er ging aus der Türe und die Treppe hinab. Aber nicht frech und pfeifend wie sonst, sondern still und vorsichtig, wie ein Mensch auf bösen Wegen.

Die Kerze brannte langsam nieder; sie war auf einen Teller gestellt, damit sie ausgenützt werden konnte bis zum letzten. — —

Mit schleichenden, tastenden Schritten stieg die Schande die Treppen herauf. — —

Nun war die Kerze ganz zu Ende gebrannt. Wie ein kleines glühendes Würmchen krümmte sich das verglimmende Ende des Dochtes auf dem Teller.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

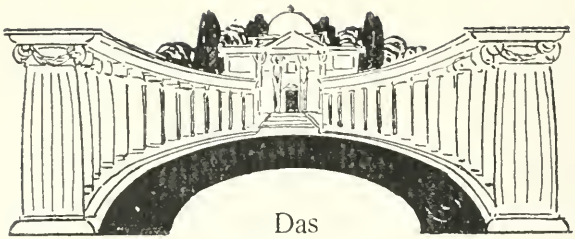
Und bei seinem letzten Schimmer nestelte der Herr, dessen ergrauende Haarflechten so kunstvoll quer über die Glatze geklebt waren, ein paar Silbermünzen aus seiner Börse, legte sie auf die Kante des Ofens, behutsam, dass

sie nicht klangen. Er tat sich auf sein Zartgefühl was zugute.

Das junge Weib liess ihn gehen, ohne Gruss, ohne Dank.

Der letzte Funke der Kerze erlosch. — —

Sie hatte nur Liebe gesehen, solange sie brannte. Liebe und Hunger. Und was für Liebe, was für Hunger!



Das Recht auf Selbstmord

Es war eigentlich zu dumm, dass ich diesen spleenigen Gedanken nicht los werden konnte, den in dem verstaubten Heft da vor mir ein Mr. Archer ziemlich konfus entwickelt hatte. Den Gedanken nämlich, dass der Mensch das volle Recht habe, sobald es ihm beliebe, die Türe dieser Welt von aussen zuzumachen; und dass der Mitwelt daraus die Pflicht erwachse, dem Erdenmüden den Weg nach dem Jenseits mit möglichster Schonung und Artigkeit zu weisen.

Zu dumm war das!

Denn meine Seele blutete aus keiner frischen Wunde, kein Schicksalsschlag hatte mich getroffen, mein Leben war ebensowenig durch ein fatales Plus, als durch ein erschütterndes Minus aus dem Gleichgewicht gekommen. Mein ganzer Lebensüberdruss war schliesslich nur eine Summe jener kleinsten Widerwärtigkeiten, die für uns der tägliche Kampf mit dem Racker Objekt mitbringt, der tägliche Verkehr mit dem lieben Nebenmenschen und dem lieben Ich: abgerissene Schuhbänder, peinliche Begegnungen, die Grobheit eines guten Freundes, schmutzige Teller im Gasthaus, ein Bettelbrief, eine verpasste Gelegenheit — und

so weiter. Es war ein schwarzer Tag hinter mir, an dem die Sonne der Lebensfreude den grauen Nebel kleinlicher Sorgen nicht ein einziges Mal hatte durchbrechen können!

Und jetzt brannte meine Lampe — schief natürlich und schwelend — und vor mir lag ein altes Heft, zu unterst aus dem Bücherschrank geholt, und auf dem braunen brüchigen Holzpapier verbreitete sich Mr. William Archer über das „Recht auf Selbstmord“ — — —

Ach, war ich müde!

Der Ärger ist etwas viel Garstigeres als der Schmerz; er macht uns kleiner und schwächer, der Schmerz macht uns grösser und stärker im Kampfe mit jenen Gewalten, deren Überwindung Leben heisst! —

Das war ein schöner Gedanke, den musste ich mir aufschreiben! Gleich! — Oder doch lieber erst morgen! — Ich war ja so müde!

Übrigens wäre es doch zu albern, sich so im letzten Grunde wegen eines fehlenden Hemdknopfes oder eines verpassten Pferdebahnwagens wegekeln zu lassen von der Tafel der Lebendigen — —

Ach — war ich — müde! — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ein charmanter, kleiner alter Herr begrüsste mich und fragte im Tone eines langjährigen Hausarztes, warum ich ein so betrübtes Gesicht mache: „Was taugt Ihnen nicht am Leben?“ fragte er gemütlich.

„Alles taugt mir nicht! Das Leben ist eine Kette von Unausstehlichkeiten! Es ist — —“

„Ich wusste ja, Sie sind ein Klient für uns,“ sagte er und fasste mich ohne weiteres beim Arm. „Kommen Sie nur mit!“

Und ich ging ohne Widerrede. Warum? weiss ich nicht. Dieses korrekte und freundliche Männlein hypnotisierte mich. Wir schritten schweigend über die letzten Häuser der Stadt hinaus und kamen in einen Park, in dem nur wenige, ernst und fremd aussehende Menschen sich ergingen. Die herrlichen Rasenflächen prangten in samtigem Grün, aber es spielten keine Kinder auf ihnen. Weisse Schwäne schwammen in stillen Wassern. Und je weiter wir kamen, um so einsamer ward es, um so höher und dunkler wuchsen die Bäume empor. Kein Mensch war mehr auf den Wegen ausser uns. Schwarze Schwäne zogen auf einem Teich geräuschlos ihre Kreise. Wir durchschritten einen Zypressenhain, der aussah, wie aus einem Bilde Böcklins geschnitten, und standen plötzlich vor einem riesenhaften tempelartigen Gebäude. Es war ganz aus schwarzem und dunkelgrünem Syenit und blutrotem Porphyr. Die grossen Fenster gewährten keinen Einblick ins Innere; ihr Glas war undurchsichtig, von düsteren Farben. Über dem Eingang, dem die Torflügel fehlten, glänzte ein grosses goldenes Fragezeichen —

„Wo sind wir?" fragte ich meinen Begleiter.

„Am Bahnhof!" sagte er und sah mich mit einem Lächeln an, dessen Humor mir auf einen Augenblick das Mark in der Wirbelsäule erkältete. Ich verstand ihn:

Der Bahnhof zur Fahrt ins Jenseits! Ich tat ganz kaltblütig und sagte:

„Ein famoser Bau! — Staatlich?"

„Aber ich bitte Sie! — Sehen Sie nur diesen vornehmen Luxus, diesen exquisiten Geschmack! Der Entwurf des Ganzen von Franz Stuck, die Ausstattung bis auf den letzten Stiefelzieher aus den „Vereinigten Werkstätten für

Kunst im Handwerk", alles ist echter Stein, echte Bronze, echte Kunst! Das Fragezeichen über der Tür hat Eckmann gezeichnet! — Aktien, lieber Freund! 80 über Pari! Wer wird heute noch mit Pferdebahn oder Elektrizität spekulieren! — Selbstvernichtungsaktien!"

Wir traten durch das Tor. Eine schwere, angenehm kühle Luft empfing uns. Man nahm mir den Regenschirm ab. Mein Führer wies auf eine Türe mit der Aufschrift „Notariat" — ich verstand ihn und wehrte mich:

„Ich möchte vorerst nur sehen —"

„Gut! Ich wollte Sie nur in das Bureau führen, wo unsere Passagiere ihre irdischen Angelegenheiten vor der Abreise zu ordnen pflegen. Nebenan können Sie auch gleich die — Fahrtaxe erlegen."

„Darf man fragen, wieviel das Billett nach dem Hades kostet?"

„Hundert Mark, ohne die Beseitigungskosten. Wir haben auch einen Tarif für minder Bemittelte. — Also, Sie wollen wirklich nicht?"

„M—m!" ich schüttelte mit dem Kopfe.

„Sie werden bedauern, diese kleine Formalität nicht im voraus erledigt zu haben. Darf ich bitten —"

Er öffnete eine dunkle Bronzetüre und dann traten wir in einen Gang, an den sich links und rechts wie in einer Badeanstalt zahlreiche Kabinen reihten. Wir betraten die nächste, ein mit dunklem Marmor bekleidetes Gemach — oben ein prächtiger Mohnblumenfries in Florentiner Mosaik. Von der Decke herab hing eine Ampel, die einen bläulichen Schimmer verbreitete; die Fenster waren mit dichten Portieren verhängt. An der Wand bohrte sich die Lukretia eines alten Meisters den Dolch in die weisse Brust —

„Eine unserer Zellen gemischten Systems," erklärte der freundliche alte Herr. „Wir heissen Sie die If you please-Kabinen!"

Richtig! Auf einem orientalischen Tischchen lag eine hochfeine Garnitur von Revolvern und Dolchmessern, darüber war ein Wandkästchen, durch dessen Scheiben man schöne Glasflaschen mit den Aufschriften: Strychnin, Cyankali, Morphium, Arsenik etc. sah, von der Decke hing eine rotseidene Schnur mit raffiniert gearbeiteter Schlinge; ein Ruhebett, mit dunklem Bärenfell bedeckt, stand in einer Ecke. Ich nahm ein Buch vom Tische — eine Anleitung zur Benützung aller dieser liebenswürdigen Gegenstände: Sie war so hübsch und stimmungsvoll geschrieben, dass man ordentlich Lust bekam. Der Fussboden, unmerklich geneigt gegen die eine Kante, in der eine Rinne lief, war polierter Stein. Man sah in den Ecken die Hähne einer Wasserspülung.

„Was sind dies für Flaschen?" Ich deutete auf ein Kredenztischchen mit Bouteillen und Gläsern.

„Delizöser alter Kognak, Cherry Brandy, Portwein und Marsala. Wollen Sie ein Gläschen fine Champagne?"

„Ich danke!"

Die Flasche, aus der gestern vielleicht noch ein armer Teufel einen Steigbügeltrunk vor dem Ritt in die andere Welt genommen, lockte mich nicht, trotzdem sie vier Sterne am Kragen trug.

Auch eine Spieluhr stand im Zimmer; als mein Blick auf sie fiel, setzte sie mein Führer in Gang. Sofort erklang in weichen, tiefen Tönen die wehmütige Weise eines Waldteufel-Walzers . . . „Zum Einschlafen!" sagte der alte Herr. „Und jetzt kommen Sie in eine andere Abteilung."

Wir durchschritten den Korridor, welcher stumm lag wie eine Gruft. Nur aus einer Zelle, deren Tür geschlossen war, tönte die Stimme eines Spielwerks — der Chopin'sche Trauermarsch!

Mich überlief's — „zum Einschlafen!" flüsterte ich und der Alte nickte.

Eine schwere Tür schlug hinter uns zu und wir befanden uns in einem kürzeren Gang, der ebenfalls zu beiden Seiten Zellen hatte. In leisen Schwingungen erzitterte der Fussboden und es summte und surrte.

„Unsere Dynamos," erklärte mein Führer, „hier sind die elektrischen Zellen!"

Sie waren ähnlich eingerichtet wie die des gemischten Systems. Nur ihr Mobiliar war einfacher: es bestand einzig aus einem bequemen Lehnsessel, der auf funkelnder Metallplatte stand. Die Arme des Stuhles liefen in polierte Bronzegriffe aus und eine Art von Kopfhalter, wie sie die Photographen haben, krönte die Lehne. Nebenan stand ein wunderhübsch geschnitzter Stiefelzieher.

„Das erklärt sich von selbst, nicht wahr?" meinte mein Führer. Wer sich behaglich in diesen Sessel zurücklehnt, ist in dem Augenblick dieser Welt entrückt, in welchem er diese Handgriffe erfasst. Wer den Apparat scheut, für den streckt sich dort aus der Wand eine Hand aus Bronze. Er zieht Schuhe und Strümpfe aus, tritt auf jene Metallplatte und reicht jener Bronzehand die Rechte. Ein Schlag und er ist allem Erdenweh entrückt!"

„Grossartig!" sagte ich und verzog mich rückwärts aus der Türe, als mich der Herr mit einer gewohnheitsmässigen Handbewegung einlud, im Lehnstuhl Platz zu nehmen. Dann gingen wir weiter. Wir kamen in Zellen

mit geistreich konstruierten Öfen zur Erstickung mit Kohlengas, mit Vorrichtungen zum Selbstguillotinieren, wir kamen in eine Art von Badezelle, wo man in lauwarmem Wasser sich die Adern öffnen und verbluten konnte. — „Gänzlich schmerzlos, ja beinahe lieblich!“ sagte der alte Herr. Wir fuhren mit dem Lift auf die Plattform eines hohen Turmes, von dem man sich herabstürzen konnte, wir sahen in einen von dicken Mauern umzogenen Hof für solche, welche Sprengstoffe anzuwenden wünschten. Wir sahen eine Art Schwimmbad mit tiefem, blaugrünem Wasser; Schnürstiefel mit schweren Bleisohlen standen bereit. Wir betraten einen entzückenden Garten, der exotische Blumen und schöne Bäume enthielt und dazu alle erdenklichen Apparate, wie wir sie schon gesehen:

„Für solche, welche die Sache lieber unter freiem Himmel erledigen,“ — sagte mein Geleiter, immer im gleichen verbindlichen Ton. „Es hat viel für sich, besonders wenn der Mond scheint. Heute wird er übrigens gerade voll, wenn Sie romantische Neigungen haben.“

Ich dankte.

An den Garten schloss sich die Menagerie: ein Käfig mit Brillenschlangen in schöner altägyptischer Ausstattung war bereit, den aufzunehmen, für den die Todesart der seligen Kleopatra Reiz hatte. Und dann war ein Prachtstück von einem Königstiger da, vom Schnurrbart bis zur Schwanzspitze seine drei Meter lang. Der liebenswürdige Greis meinte: „Unser Stolz, dieser Bursche! Wer ihn mit Erfolg besuchen will in seinem Käfig, der sagt sich am besten drei Tage vorher an. Dann lassen wir das Kätzlein hungern — gelt, Indra?“

Das Ungeheuer knurrte und sah mich an, als wäre es

auch ohne die vorbereitenden Fasttage geneigt, mich seinem Wesen einzuverleiben. Wir gingen weiter — vor einem luftigen Pavillon war ein schweigsamer Japaner damit beschäftigt, die Schneide eines kurzen Schwertes zu untersuchen —

„Harakiri" lautete die Erklärung meines Führers. „Es ist jedenfalls sehr originell und durchaus nicht so schmerzhaft, als man meint, aber merkwürdig unbeliebt."

„Von hier aus sehen Sie übrigens auch unseren Ofen — ein Wunder der Technik! Was er aufnimmt, wird nicht zur Asche verbrannt, sondern in Gas verwandelt. Darum haben wir hier auch keinen Friedhof nötig. Sie steigen diese Wendeltreppe hinauf, öffnen die dicke eiserne Tür und gelangen dann durch eine selbsttätige Klappe in den Glutraum — eine Stunde später schweben Sie als leichtes Wölkchen über unserer guten Stadt. Auf die gleiche Weise verflüchtigen wir unsere Klienten aus den übrigen Abteilungen. Reinlichkeit, Appetitlichkeit möchte man sagen, ist der erste Grundsatz unseres Betriebes. So spurlos, ohne den Gedanken an Würmer und Verwesung, an Staub und Asche, aus der Welt zu gehen, das hat doch geradezu etwas Verlockendes, es ist Poesie darin!"

Ich fand das nicht. Trotz der Nähe des grossen Ofens klapperten mir die Zähne, gerade um dieser entsetzlichen „Appetitlichkeit" des Betriebes willen. Aber ich wollte meinen Begleiter nicht kränken und sagte:

„Ja. Ihr Etablissement ist prima. Ich wüsste nichts, was ihm fehlte, als höchstens die Gemütlichkeit! Und es heisst ja auch ein bisschen viel verlangen, dass — alles — dies — auch noch gemütlich sein solle."

„Jedenfalls," sagte mein Gönner, „ist der Humor durch-

aus nicht ganz aus unserer Anstalt verbannt. Wünschen Sie in Malvasier zu ertrinken, wie der Herzog von Clarence? Es ist dafür gesorgt. Haben Sie Lust, die wundervollste Habana zu rauchen, in welcher plötzlich eine kräftige Melinitpatrone losgeht, die Ihren Kopf in Atome zerschmettert? Sie steht zur Verfügung. Wollen Sie sich totlachen? Wir haben auch dazu eine eigene Zelle, in der Sie eine Unzahl humoristischer Werke finden, die dem Prospekt nach alle zum Totlachen sind. —"

„Lassen Sie mich zufrieden!" schrie ich. „Ich finde Sie zudringlich wie den Agenten einer Lebensversicherung — und Sie sind doch das Gegenteil davon!"

Der alte Herr lächelte sehr eigentümlich.

„Sie wollen unser Etablissement unbenützt verlassen?"

„Ja! und auf dem nächsten Wege! Das dort sieht aus wie eine Hintertür!"

Ich wies auf eine schmale Eisenpforte. Der Alte nickte:

„Ist auch eine! Aber Sie müssen sich doch erst ihren Schirm und Paletot wieder holen."

„Ich danke! Behalten Sie ihn zum Andenken. Und nun, bitte, lassen Sie mich gehen! Ich habe heute Kegelabend und muss Strafe zahlen, wenn ich fehle!"

Er zog einen Schlüssel aus der Tasche und schloss das eiserne Türchen auf. Und immer eigentümlicher lächelte er, immer boshafter — aber es war doch ein deutlicher Schuss Gutmütigkeit in seinem boshaften Lachen. Er klopfte mir auf die Schulter:

„Gehen Sie, mein lieber Freund, Sie sind doch kein Klient für uns — so wenig wie die andern! Sie sind alle noch zu dieser Pforte hinausgegangen, die da kamen, auch jene, die das Reisegeld im voraus bezahlten. Auch jene,

die sich bereits eine Zelle ausgesucht hatten, haben noch zur rechten Zeit geklingelt.“ Und immer seltsamer lächelnd fügte er bei:

„Und das ist ja auch der Zweck dieser Anstalt! Nur in der Zelle zum Totlachen ist uns einmal einer gestorben. Unser Hausarzt behauptet — aus Langeweile.“

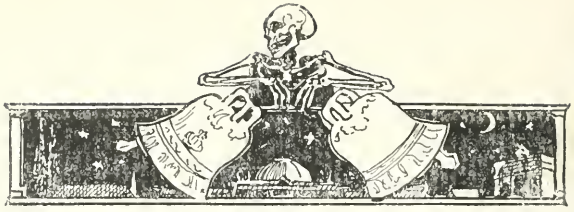
Schon stand ich draussen. Er reichte mir die Hand:

„Leben Sie recht vergnügt weiter. Und wenn Sie uns wieder einen solchen Klienten wissen, empfehlen Sie uns — gelt, das Leben ist doch schön?“

Ich stand jenseits der Mauer. Kein Park, kein rätselhafter Bau, keine fremde Gegend. Wohlbekannte, nüchterne Gassen. Ich wanderte fort, leichter geworden, ich wanderte fort und freute mich der Sonne —

Ich wanderte fort, bis mir eine derbe Hand die Stiefel gegen die Türe warf und eine Stimme rief:

„Dreiviertel auf sieben Uhr! Sie wollten geweckt sein!“



Die Glocken

Tag und Nacht klang ihr Läuten von den vielen Türmen der alten Stadt; sie summten und dröhnten, sie gellten und wimmerten, sie machten die Häuser und die Herzen beben mit ihrem betäubenden Getön.

In den Kirchen drängte sich das Volk. Der Weihrauch wirbelte hinauf zu den gotischen Gewölbrippen hier, zu den barocken Engeln der Decken dort und schwärzte sie. Alt und jung lag auf den Knien und sie beteten mit jener Inbrunst, welche die Angst vor einem ungeheuren Schmerz gebiert. Und der eherne Ton der Glocken nahm das Flehen der schwachen Menschenstimmen auf seine Schwingen und trug es, tausendfach verstärkt, mit betäubendem Dröhnen nach oben.

Es war ein Grosses um diesen Schmerz und um diese Inbrunst.

Im Schlosse rang die junge Fürstin des Landes mit dem Tode. Ein furchtbares Fieber, dessen glühende Wut sich nicht brechen liess, verzehrte ihren Leib. Sie erkannte den Gatten nicht mehr und auch die andern nicht, die an ihrem Lager weinten. Wer am Schlosse vorüberging, der

wagte es kaum, zu dessen Dach emporzuschauen, fürchtend, es könnte dort eine schwarze Flagge vom Mast wehen.

Noch war kein Jahr ins Land gegangen, seit die Fürstenbraut an ihres Gatten Seite eingezogen war in die Residenz, blühend, glücklich, heiter, von so strahlender Schönheit, dass ihr die Herzen des Volkes zuflogen um die Wette mit den Rosen, die man ihr in den goldenen Wagen warf. Denn das Volk ist wie ein Kind: was schön ist, das ist ihm gut und dem ist es gut.

Bald aber wussten sie, dass diese Frau wirklich wie ein Engel war und Gutes tat, wo sie konnte, Gutes tat mit einer rührenden, schüchternen Herzlichkeit, die noch um Vergebung bat für das Elend, welches sie zu lindern suchte.

Am Bette einer verlassenen Kranken hatte sie sich das Fieber geholt.

Darum lag das Volk auf den Knien und betete für sie . . .

Darum heulten und sangen die Glocken Tag und Nacht, Nacht und Tag . . .

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Ärzte waren mit ihrem Wissen zu Ende und liessen den Mut sinken. Alle — nur einer nicht, ein ernster, harter, stiller Mann!

Er sagte: „Eines kann immer noch helfen — die Jugend!"

Und er wich nicht vom Bette der Kranken. Mit eisernem Willen kämpfte er gegen das Fieber, kämpfte er gegen die Schulweisheit der Berufsgenossen, die mit süssen Tränkchen und sanften Mitteln eine rohe Gewalt besiegen wollten, gegen die nur wiederum eine rohe Gewalt helfen konnte. Er kämpfte mit den Torheiten höfischer Sitte und im Vorzimmer der Fürstin schalten und weinten deren Frauen über seine derbe Art.

Drei Tage und Nächte schon hatte er ausgehalten in dem verdunkelten Gemach und hatte alles selbst getan, was zu tun war, weil er wusste, dass man ihm nicht gehorsam sein würde. Er selber hüllte den glühenden Körper der Kranken in nasse Tücher, und wenn das Fieber wilder tobte, dann trug er das arme Weib, das sich wie rasend gegen die Eiseskälte des Wassers wehrte, ins Bad auf seinen eigenen Armen. Ihre Nägel zerfleischten sein Gesicht, sie schlug und biss nach ihm — sie, die noch nie einem Falter ein Leid getan! Und dann sass er durch die langen Stunden der Nacht regungslos neben ihrem Bette und folgte gespannt ihrem Atem und ihrem Herzschlag.

Der Fürst vertraute dem, der allein die Hoffnung nicht verlor. So behauptete dieser, gegen die Menschen wenigstens, das Feld. — —

Wieder war die Nacht gekommen — die Nacht der Entscheidung, wie der Arzt sagte. Wieder hatte er den fiebernden Leib der Kranken in die eisige Flut gezwungen. Seit einer Stunde lag sie, in frisches Linnen gehüllt, im Bette, und er hielt ihr schmales Handgelenk unausgesetzt forschend zwischen seinen knorrigen Greisenfingern.

Da flog es wie ein Leuchten über sein Gesicht, denn ihr Pulsschlag ging ruhiger. Und über eine Weile schlossen sich die Lider über ihren Augen, die vorher so irr und ängstlich an der Decke gesucht hatten. Die Brust hob und senkte sich immer gleichmässiger. —

Vorsichtig wischte der Alte die letzten Schweissperlen von der reinen, weissen Stirne. Es war ganz stille im Gemach. Auch die zum Tode erschöpfte Kammerfrau lag in einem Lehnstuhl und regte sich nicht.

Der Fürst kniete zur Stunde mit den andern in der

Schlosskapelle und flehte zu seinem Gott. Sie wussten, dass es die Nacht der Entscheidung war.

Es war ganz stille im Gemach und etwas wie Andacht verklärte das harte Gesicht des Arztes, als er den Atemzügen der Schlafenden lauschte.

Sie schlief tief und gut.

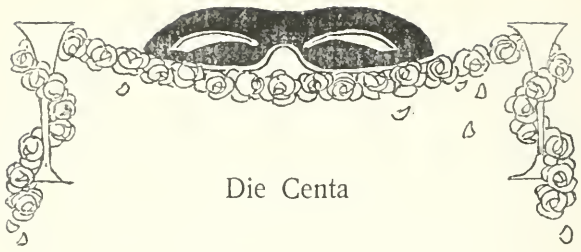
„Jetzt Ruhe und frische Luft!“

Er öffnete die hohen Fensterflügel. Eine kühle, herrliche Mainacht lag über der Stadt und liess einen erquickenden Luftstrom ins Zimmer dringen. Draussen war es so still und schön, dass der Alte wie gebannt am Fenster stund.

Plötzlich huben die Glocken, die nur auf kurze Zeit verstummt waren, wieder an zu klingen; die Glocken des ersten Turmes schienen die des zweiten zu wecken, im Augenblick waren alle die vielen Türme wach, und in der Stille der Nacht klang das Geheul der metallenen Riesen noch viel erschütternder und schauerlicher als am Tage. Sie vereinigten ihre Stimmen zu einem ungeheuerlichen, markerschütternden Missklang —

„Verfluchtes Gebimmel!“ sagte der Alte wütend und schloss das Fenster, so schnell er konnte. Dann wandte er sich ängstlich zur Kranken —

Sie war mit leisem Wehschrei jäh emporgeschreckt. Sie sass aufrecht im Bette, hielt das schmerzende Haupt mit den Händen und redete irre — — —



Die Centa

Es war ein Bal paré im Münchener Deutschen Theater, so gegen Ende der Saison und schon ein bisschen leer und matt. Die Menschen wie die Toiletten sahen bereits mitgenommen aus durch den langen Karneval, selbst der Rhythmus der „blauen Donau", die eben ertönte, floss müder als sonst dahin und unter den Tanzenden erschien auch nicht ein Paar flotter und ausgelassener, als man die Tänzer auf jedem geheimrätlichen Hausball sieht. Und zwischen dem jungen Volk walzten ernsthafte Spiessbürgerehepaare mit feierlicher Gemessenheit.

Die Musik schwieg. Es ging auf die Souperzeit los und die hungrigen Dominos, die nicht schon für den Abend feste Beziehungen geknüpft hatten, zogen auf Beute aus. Besonders eine Gruppe jüngerer Herren, die neben mir in tadellosen Smokings standen, waren ihren Angriffen ausgesetzt; mit den üblichen harmlosen Scherzen wehrten sie die Attaken der champagnerdurstigen Schönen ab. Nur einer davon, der in jeder Einzelheit seines Anzugs um eine Nuance dandyhafter als die andern war und zum Überfluss noch ein Monocle ins Auge zwängte, gab auf jede Anrede

in schnarrendem Ton eine bissige, unliebenswürdige Antwort, oder er legte wohl auch, wenn eine der unverlarvten Bacchantinnen ihre Reize besonders üppig zeigte, mit einer blanken Gemeinheit los.

Ich kannte den Herrn offenbar seit langem und besann mich eben, wie wir wohl dazu gekommen waren, uns „nicht mehr zu grüssen", als ein kleiner Zwischenfall mich rasch aufklären sollte.

Zwei Dominos kamen auf die Gruppe zu: ein grosses, stattliches Weib, mit viel Chik und beinahe kostbar gekleidet, und ein kleines zierliches Ding in einem armseligen Atlasfähnchen, das sehr verbraucht, fast wie zerknittertes Glanzpapier aussah. Die Kleine ging auf den Mann mit dem Monocle los und fragte recht albern: „Wie wär's mit einer Flasche Wein?" „Du bist mir zu schäbig, kleine Kröte," sagte jener grob. „Aber die Grosse da —" Er redete nicht weiter. Die Grosse hatte sich stramm vor ihm aufgepflanzt und sagte mit einer Stimme, die mir seltsam vertraut klang, zu ihrer Gefährtin: „Lass ihn gehn, Pepi! Er hat ja selber nichts — gelt, schöner Edi?" — Mit einem Ruck riss sie auf zwei Sekunden die Larve in die Höhe, so dass der Angeredete ihr Gesicht sah. Er wurde blass, dann blutrot — und kniff stumm die Lippen zusammen: Die Mädchen waren lachend vorübergegangen und die Grosse warf noch ein paarmal einen funkelnden Blick auf ihn zurück. Als sie unter den Bogen des Logenganges verschwunden waren, murmelte er erst so was wie: „Gemeines —!" Einer der Herren neben mir hatte den Vorgang beobachtet und rief boshaft herüber: „Alte Bekanntschaft, Herr Baron? Nicht immer heiter — was?" Und die andern lachten.

Im Umherschlendern traf ich kurz nachher auf der Treppe die Grosse allein und war nicht wenig überrascht, als sie mich beim Vornamen nannte, ich sah sie fragend an.

„Kennst du mich nimmer?“ sagte sie — „ich bin die Centa!“

„Die Centa!“ Welche Flut von Erinnerungen stieg da herauf! Sie nahm die Maske ab, hängte sich ohne Umstände an meinen Arm und führte mich mit der Sicherheit eines Stammgastes einem stillen, entlegenen Souperwinkel zu.

„Hast du ihn gesehen, den schönen Edi?“ — „Wen?“ — „Na, meinen alten — Schatz, du weisst doch, vorhin! Du bist ja dabeigestanden? Ein sauberes Gesichtel hat er gemacht! Wie geht dir's, seit den sieben, nein, acht Jahren? Oder noch mehr? Heut wirst du mich nicht los — ich muss mich ausschwatzen!“ Sie war durch jenen Vorfall offenbar sehr erregt und lotste mich mit einer Schneidigkeit durch die Menge, die uns manchen spöttischen Zuruf eintrug.

Endlich sassen wir in einer rückenfreien Ecke. Der Kellner brachte uns eine Flasche Champagner und schenkte ein.

„Ah, Schampus — nobel!“ rief sie und leerte hastig ihr Glas. Und ganz so schnell das zweite; für Speisen dankte sie.

„Bloss Durst hab' ich und plauschen will ich — ach, ist mir heiss!“ Sie warf ihre Federnboa über den Stuhl und liess ein paar königliche weisse Schultern sehen. Auch ihr Gesicht war noch hübsch wie einst, nur um ein Gutes reifer und frauenhafter, was ihr nicht übel stand. Es war, als lese sie meine Gedanken.

„Dreissig werd' ich im März! Aber es sind Jahr' dabei, die zählen doppelt!“

„Ich weiss — armer Kerl!“ sagte ich und liess leise mein Glas an das ihrige klingen. Wir waren immer sehr gute Kameraden zusammen gewesen — damals, in jener tollen Zeit und ich glaubte, alle ihre grossen und kleinen Leiden zu kennen.

„Nichts weisst du!“ gab sie zurück. „Meinst du, weil er mich hat laufen lassen? Geh zu! Wenn ein Mädel wie ich einen Leutnant zum Schatz hat und noch dazu einen armen, dann weiss sie auch, wie's ausgeht. So dumm war die Centa doch nicht, dass sie geglaubt hätte, er tät' sie heiraten — weisst! Ich hab' nichts von ihm wollen als ein bissel Lieb' und Gutheit — und dann b'hüt' dich Gott! Aber gar so garstig hätt' er's nicht machen brauchen. Ich hab's nicht um ihn verdient!“

Nein! Wahrlich nicht! Mit einem Mal wurden alle die lang vergessenen Bilder wieder vor mir lebendig. Ich sah uns drei, den totblassen, jungen Leutnant, dann Freund Ernst, den jungen Mediziner, und mich im Vorraum jenes Krankenzimmers, in dem damals die arme Centa mit dem Tode rang. Ich erlebte in wenigen Sekunden die ganze lange Nacht noch einmal, in der die Wärterin aufgeregt hin und wieder lief und noch aufgeregter der gute Ernst, der gegen Morgen endlich auf die Idee verfiel, einen richtigen Arzt zu holen. Ich roch den unheimlichen Karbolduft wieder, hörte die leisen Schreie aus der Stube und endlich die Worte des alten Hofrats, der uns alle dreie seltsam musterte und dann trocken sagte: „Ich glaube wohl, sie reisst sich durch!“

„Was macht — es?“ fragte ich aus dieser Gedankenreihe heraus meinen schönen, schwarzen Domino.

„Gott sei dank, es ist nur drei Jahre alt geworden.

Zuerst hab' ich geglaubt, ich müsst' mich totflennen, so lieb war der Fratz — aber dann hab' ich eingesehen, dass es so besser war!"

„Und wann bist du denn mit — ihm auseinandergekommen?"

„Bald, nachdem das Kind da war! Du warst eben fort von München. Den ersten tiefen Riss hat's gegeben damals gleich, als ich aufs Gericht sollte, weisst du, wegen der Vormundschaft! Damals hat er mich auf den Knien gebeten — wahrhaftig, auf den Knien ist er gelegen in seinen schönen engen Uniformhosen! — ich sollt' ihn nicht als Vater angeben. Seine Eltern, seine Vorgesetzten — seine Karriere — und so weiter! Ich hab' ihn damals noch rasend gern gehabt — dass weiter aus uns zweien nichts werden konnte, hab' ich auch gewusst und sonst hab' ich von ihm nichts gebraucht — so hab' ich auch getan, wie er wollen hat. Freunderl, das war eine harte Stund', oben auf dem Amtsgericht, und ich hab' allerhand bitterböse Redensarten von dem Amtsrichter schlucken müssen, weil ich den Namen nicht angegeben hab' — aber zuletzt ist's auch gegangen. Ich hab' gesagt, der Vater wär' ein ungarischer Maler, der auf und davon sei, und ich wollt' nichts mehr von ihm wissen; fürs Kind wollt' ich selber sorgen. Und ich hab's auch getan!"

„Brav!" sagte ich. Sie aber lachte hell auf:

„Lieber Freund, das war kein Kunststück — was so ein Wurm braucht! Ich hab' mehr getan! Jahrelang hab' ich für den Eduard ja auch gesorgt gehabt. Mein Putzgeschäftel ist nicht ganz schlecht gegangen und war wenig da, so hab' ich das Wenige mit ihm geteilt. Ich hab' manche Rechnung für ihn bezahlt; ich hab', wenn schlechte Zeiten

waren, auch einmal einen Abend gehungert, damit er gegessen hat, und ich hab' einmal mein bissel Schmuck und alle meine Kleider bis auf das Schlechteste versetzt, weil ihm sein Uniformschneider mit einer Klage beim Oberst gedroht hat. Damals war er ja so gut zu mir: Ich glaub', ich hätt' noch ganz andere Sachen für ihn getan!"

Der Wein und die Leidenschaft liessen jetzt ihre Wangen erglühen. Sie sprach immer erregter und liess sich fortreissen wie jemand, der Jahre gewartet hat, sein Herz auszuschütten.

„Ich hab' nie ein Sterbenswörtl davon einem Menschen gesagt, so wahr ich leb'!" fuhr sie fort. „Aber heut', wie ich dich wieder gesehen hab', der ja damals dabei war, ist mir's herausgefahren und jetzt sollst du das andere auch noch hören! Ein leichtsinniges Tuch bin ich ja immer gewesen. Es war nicht mein erster Schatz und nicht mein letzter. Hätt' mich schön schämen müssen, wenn mich kein anderer mehr mögen hätt' als der. Aber ich bin auf meine Art doch immer ein anständiges Mädel gewesen, ich hab' keinen gern gehabt ums liebe Geld und nie einen betrogen, der lieb mit mir war!" Sie hatte in ihrer Erregung die Hand erhoben wie zu einem Eid, und es lag etwas von Stolz und Würde in ihrer Gebärde, um das sie jede Heroine beneiden konnte.

„Ich glaub' dir's!" sagte ich, dann fuhr sie fort:

„Aber, dass wir beim schönen Edi bleiben! Eines Tags begegne ich ihm mit ein paar feinen Damen, einer alten und einer jungen. Er schaut weg — ich weiss, wie ich dran bin! Am andern Tag kommt er und riskiert wieder seine Hosen mit einem Kniefall. Ich sollt' ihn freigeben — er müsst' sich verloben. Die Schulden wüchsen ihm über den

Kopf! Und er hätt' so brave arme Eltern. Und weiss Gott noch was! — ‚Also, gar ist's?' sag' ich, so ruhig ich kann. B'hüt' dich Gott, schöner Edi! Dann haben wir einen Spass gehabt! Aber jetzt geh! geh! geh!' Öfter als dreimal hat er sich's nicht sagen lassen und ist fort. Ein paar Nächte durch hab' ich geheult wie ein verprügelter Hund. Dann nimmer. Oder doch bloss dann, wenn ich ihm einmal Arm in Arm mit seiner Braut begegnet bin! Nett hat sie ausgesehen, alles, was wahr ist! Bloss ein bissel dumm!"

Centa lachte, aber das Lachen war trüb von verschluckten Tränen. Sie leerte die Sektschale wieder und erzählte fort:

„Jetzt kommt das Beste. Eines schönen Tages geht meine Ladentüre auf und, verschleiert, als wär's eine fürchterliche Schand', bei mir gesehen zu werden, kommt ein Frauenzimmer herein — seine Braut. Sie hätte unter vier Augen mit mir zu reden. Na, ich weiss schon, was kommt! Richtig: ob ich den Herrn v. S. kenne? Und — sie hätte durch einen anonymen Brief gehört, dass wir Beziehungen gehabt hätten! Und sie wollte die Wahrheit wissen, die volle Wahrheit: ob er Verpflichtungen gegen mich hätte? ‚Nein!' schrei' ich. Und justament fängt der Kleine im Zimmerl neben dem Laden auch zu schreien an. Das Blut steigt ihr ins Gesicht und das Wasser schiesst ihr aus den Augen, und sie deutet nach der Nebenzimmertür: ‚Seien Sie nicht böse, Fräulein, aber für mich ist es ja so fürchterlich; ich könnte nie glücklich werden mit der Last auf dem Herzen! Ich habe Eduard offen gefragt und er sagt —' ‚Dass er mir nichts schuldig ist?' unterbreche ich sie. Sie nickt und bettelt mir mit beiden Augen die Antwort ab, die sie dann auch gekriegt hat: ‚Er ist mir nichts schuldig!'

Das Kind schreit wieder und sie schaut wieder nach der Tür, als wollt' sie was wissen. ‚Deswegen?' sag' ich, und wär' sie nicht gar so dumm gewesen, sie hätt' mich jetzt doch verstehen müssen! ‚Deswegen? A — pah! Mädeln wie ich! Heut der und morgen der andere! Hat — er Ihnen nichts erzählt, von einem ungarischen Maler? Na also!' Sie steht auf, wischt sich die Augen ab und lacht ein wenig; es war ihr halt so viel leichter! Sie guckt sich im Laden um und sagt noch: ‚Materiell hat er ja für Sie gesorgt! Das hübsche Geschäft hat doch er Ihnen —' ‚Hat er mir eingerichtet!' lüg' ich weiter. Jetzt geht's schon in einem Aufwaschen hin. Sie hat die Hände fest in den Muff gesteckt, wie sie hinaus ist, um nicht aus Versehen „so Einer" gar die Hand zu geben. Ich hab' noch einmal eine Nacht lang geglaubt, ich müsst' verrückt werden — dann waren wir ganz fertig, ich und der Eduard. — Ein lieber Schneck — gelt?"

Das sprudelte ihr unbeschreiblich rasch und anschaulich von den Lippen. Sogar den Dialekt des Frankfurter Kommerzienratstöchterchens machte sie unbewusst nach. Nach einer langen Pause fragte ich sie: „Und dann weiter?"

„Dann weiter? Na, dann hat er geheiratet. Beim Militär müssen sie aber auch keine rechte Freud' an ihm gehabt haben. Über Jahr und Tag war er in Zivil. Netter ist er nicht worden seitdem. Ich hab' ihn nur einmal wieder gesprochen, ein paar Monate nach seiner Hochzeit. Da ist er in den Laden gekommen, sehr bleich und aufgeregt — er hat sich regelrecht gefürchtet vor mir. Legt mir ein Kuvert auf den Ladentisch und sagt, er hätt' mir noch einiges zu vergüten für bare Auslagen — so was! Als ob unsereins nicht auch seine Ehr' hätt' und noch mit Füssen

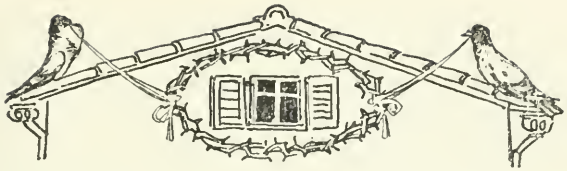
getreten werden dürft' nach allem dem! Da hab' ich mich sehr ungebildet benommen, Freunderl — ich glaub' immer, wenn er mir hie und da begegnet und ich schau' ihn recht boshaft an, tut ihm heut noch der Backen weh!"

„Und du, Centa, wie geht es dir?"

„Mir? Gut! Immer die alte! Untertags brav schuften und nach Feierabend was fürs Herz! Und im Karneval jeden Mittwoch hier — Ah, da geht der Walzer wieder an. Willst?"

Und während wir über die Treppe zum Tanzsaal hinunterstiegen, sagte sie:

„Ich geh' jetzt mit einem Doktor und ich glaub' sogar, er tät' mich heiraten. Aber da müsst' ich aufs Land hinaus und ausserhalb München könnt' ich nicht leben!"



„Mein Lebensglück!“

Nicht ohne ein wenig zu stöhnen, ging die kleine gute Frau Berta die fünf Treppen hinauf, die schmal, steil und nicht allzu reinlich waren. In jedem Stockwerk dieses unfreundlichen Vorstadthauses waren drei Wohnungstüren: fast jede von diesen öffnete sich, wenn Berta vorbeikam, und aus jeder fast guckte dann neugierig ein mehr oder minder nachlässig gekleidetes Weib heraus und sah missgünstig der feinen Dame nach, deren Taftröcke auf den schwarzen Stufen raschelten. Einen Augenblick ertappte sich Frau Berta auf einer Art von Behagen über den Effekt, den das Frou-Frou ihres Gewandes in der armseligen Zinskaserne ausübte. Aber gleich darauf schämte sie sich dieses Triumphgefühles wieder, eilte hastiger treppaufwärts und schleppte mit einiger Mühe ein grosses Paket.

Endlich war sie oben im vierten Stock. Die mittlere Türe trug eine kleine zerbrochene Porzellantafel mit dem Namen von Gertruds Mann.

Veratmend und mit etlichem Herzklopfen stand sie vor der Türe. Sie wusste, dass sie jetzt grossen Jammer sehen würde und hatte eine seltsame Angst davor. Doch

sie schämte sich wieder, und riss kräftig an dem Klingelzug. Ein müder, ein wenig schlürfender Schritt — eine scheue Frage: Wer ist da? — und dann standen sich die beiden Freundinnen zum erstenmal nach acht Jahren wieder gegenüber, beide erregt, beide ganz bleich.

Über einen dunklen leeren Vorplatz zog Gertrud ihre Besucherin in die Wohnstube und nötigte sie, Platz zu nehmen. Dann machte sie hastig die Türe zum Nebenzimmer zu, ehe sie sich vor Berta hinsetzte und die ganze rundliche Gestalt der kleinen Frau mit den Blicken mass.

„Du bist noch viel hübscher geworden, Berta," sagte sie schliesslich aufgeregt und verlegen; Berta gab ihr freundlich und kaum weniger verlegen eine Schmeichelei über ihr schönes reiches Haar zurück, das noch ganz das alte sei. Dann kam ein andauerndes Schweigen, während dessen Gertrud der andern mit nervöser Zärtlichkeit über die Hand und das Knie strich. Es war ja so furchtbar schwer, das Gespräch zu beginnen! Sie hatte der Glücklicheren geschrieben — um Hilfe. Nach langen, langen Kämpfen mit sich selbst und mit dem Willen ihres überempfindlichen kranken Gatten hatte sie den Brief abgeschickt, als die Not am grössten war — gestern! Und heute war die Gute schon da mit ihrem Paket und da war nun Hilfe! Die Augen der beiden begegneten sich, und was den Frauen über die Peinlichkeit der ersten Aussprache weghalf, das waren die dicken Tränen, die ihnen gleichzeitig über die Backen rollten. Dann lagen sie sich in den Armen und Berta schluchzte:

„Warum hast du mich denn nicht früher gerufen? Du weisst ja, ich kann dir so leicht — das heisst — wenn man nicht einmal das könnte, für was hätte man

sich dann an einen reichen Mann ver — verheiraten lassen!“

Es war ihr plötzlich der Gedanke gekommen, der Not dieser Armut heimlich die eigene Seelennot gegenüberzustellen, damit sie nicht allzusehr als die Beglücktere dastehe. Und der Gedanke war nicht schlecht. Gertruds Antwort zeigte, dass er die richtige Wirkung tat. Die Frau in dem verschossenen grauen Wollkleid kam sich innerlich reich und stolz vor dem seiderauschenden schönen Weltkind gegenüber, denn sie hatte sich ihren Weg selber gewählt, hatte ihr Leben nach eigenem Willen gelebt. Mitleidig sagte sie zu Frau Berta: „Du armes Kind!“

„O ja — arm! Wenn du nur wüsstest! — Ach, wenn man die Kinder nicht hätte! Du musst sie sehen, sie sind zu goldig! Mein Erwin geht nun das zweite Jahr in die Schule, Mary wird im Herbst fünf! Die deinigen sind wohl ein wenig jünger?“

„Der Junge ist sechs, das Mädel drei! Zwei sind zwischen heraus gestorben!“

„Ach! — — — Und nun denke dir! Meine beiden sind so furchtbar plötzlich gewachsen, dass von ihnen noch fast ganz neue Sachen da sind, die sie nicht mehr tragen können. Du sollst mal sehen!“

Sie zerrte an der Schnur des Pakets und nahm die weissen Zähne zu Hilfe, den Knoten zu öffnen. Da lagen die Herrlichkeiten nun ausgebreitet — Wäsche, Strümpfe und ein paar Anzüge! Nagelneue! Die Zettel mit Preis und Firma waren noch daran. Tief erglühend wies Gertrud darauf und sagte:

„Ich hatte dich doch nur um abgelegte Kleider gebeten.“

Berta log fröhlich weiter:

„Ah — sieh mal! Nicht einmal getragen haben sie die Sachen und sind schon daraus gewachsen! Um so besser! Sei mir nur nicht böse, liebe gute Gertrud."

Die andere wandte sich ab und ihr Atem ging schwer. Da neigte sich die reiche Frau zu ihr und sagte:

„Wollen wir einander Komödie vorspielen? Du brauchst Hilfe und da habe ich dir eine kleine Verlegenheit ersparen wollen und habe es dumm gemacht. Schau', wenn dir mein bisschen guter Wille helfen soll, müssen wir doch ehrlich zusammen reden. Es geht euch doch — nicht ganz gut."

„Nicht ganz gut," antwortete die andere und ihr Blick lief über die leeren Wände der Stube hin und blieb dann auf der Türe zum Nebenzimmer haften.

„Dein Mann ist krank?"

„Seit drei Jahren. Bis dahin ging es ja. Er verdiente wenig, obwohl ihm keine Arbeit zu gering war. Aber wir brauchten auch nicht viel und hatten keinerlei Verpflichtungen. Du weisst ja — ich habe mich von allen Rücksichten auf die Familie freigemacht."

Sie hob den Kopf höher. Wenn sie auf das kam, auf die grosse befreiende Tat ihres Lebens, wie sie es für sich nannte, erwachte ihr Stolz. Und der war fast das Einzige, was sie noch als unentwertetes Eigen hatte. Mit der Liebe zu dem zänkischen, verbitterten und in seiner wortreichen Selbstherrlichkeit oft so grausamen Kranken da drinnen war es auch nicht mehr weit her!

„Vor drei Jahren wurde mein Mann krank. Ein ererbtes Übel, das plötzlich da war und — nicht wieder gehen wird! Er verdiente immer weniger, schliesslich nichts mehr. Ich selber konnte nichts ins Haus bringen, denn

gleichzeitig mit Ralphs Krankheit war unsere Kleinste gekommen und ich hatte alle Arbeit allein zu tun. Da ging denn zuerst unser armer Notgroschen dahin, meine Mädchensparkasse, weisst du! Dann Schmuck, Silber, Bilder und Bücher — zuletzt die Möbel! Unsere Not hat jetzt einen Grad erreicht, den du dir kaum vorstellen kannst . . .“

„Um Himmels willen, wie ist das nur möglich! Und die Deinigen! Wendetest du dich nicht an sie!“

„Nie! Mag kommen, was will! Mein Vater hat Ralph in unerhörter Weise beschimpft, damals — weisst du! Er traf ihn bei mir, in meinem Zimmer. Da hat er ihn mit der Peitsche geschlagen und aus dem Hause gejagt. Ralph wollte Vater vor die Pistole haben, aber er wurde nur verhöhnt. Da bin ich aus dem Hause gelaufen und zog zu Ralph — wir konnten erst zwei Jahre später heiraten, als ich volljährig wurde. Unser kleiner Bub war schon auf der Welt. Mein Mann würde lieber sich und uns töten, ehe er vom Vater was annähme!“

„Diese törichten Standesvorurteile sind an allem schuld!“ sagte Berta, um irgend etwas zu sagen.

„Nein,“ flüsterte die arme Frau. „Es wäre ungerecht, wenn ich das gelten liesse. Mein Vater hatte Ralph nicht kurzweg die Türe gewiesen! Er hatte — Ralph war ja noch sehr jung — nur verlangt, er solle mich meiden, bis er sich eine richtige Existenz geschaffen. Ralph ist Maler — du weisst! Vater wollte ihm auch bei seiner weiteren Ausbildung behilflich sein und Ralph — gab ihm die Hand darauf, mich nie heimlich zu sehen. Aber, wir waren schwach. Und dann geschah, was ich dir schon gesagt . . .“

Die Klingel ging. Gertrud sprang auf und kam mit ihren beiden Kindern wieder herein, einem blassen, schmäch-

tigen Buben, dessen Augen gar schön und klug waren, und einem drolligen kleinen Mädchen. Berta streckte ihnen die Hand hin, kramte dann unter den Sachen ihres Pakets, und suchte ein paar Spielsachen hervor, welche die Kinder mit scheu verhaltener Freude entgegennahmen. Sie liessen sich von der fremden Frau liebkosen und starrten sie mit grosser Neugier an. Gertrud fing einen Blick Bertas auf, der über die elenden Kleider der Kleinen hinglitt! Da rief sie plötzlich in einem wehen, wilden Ton:

„Gelt! Arm, aber reinlich, wie's in den Romanen heisst! Schau, ich hätte mich auch immer noch nicht entschlossen, bei dir zu betteln, aber die Fetzen halten den armen Dingern nur mehr auf ein paar Tage zusammen, und wie ich das einsah, habe ich dir geschrieben." Sie biss die Zähne aufeinander und stöhnte — so schämte sie sich. Und in kindischem Trotz schüttelte sie den Kopf und wollte Bertas freundliche Trostesworte nicht hören. Aber deren leise kosende Hand spürte sie auf dem Scheitel und sie tat ihr wohl. Schliesslich fühlte sie ein knitterndes Papier in ihrer Hand und fuhr auf. Sie hörte jetzt Berta sagen:

„Du musst dies einstweilen nehmen und dann noch mehr. Es ist für mich sehr leicht, dir damit zu helfen. Mein Mann gibt mir gern, was ich will. Nicht einmal euren Namen braucht er zu wissen. Ich sage ihm was von entfernten Verwandten! Nicht wahr — du nimmst?"

Sie nahm und sah auf das dickgeschwellte bunte Briefkuvert mit Chiffre und Krönlein, dessen Inhalt ihrem Elend ein Ende machte. Auf ein Wort des Dankes hatte sie in ihrer Erregung ganz vergessen. Aber weil sie sich so namenlos schämte, weil ihr das Blut in die Schläfen stieg, weil sie nicht weich und jämmerlich erscheinen wollte

mit dem Almosen in der Hand, wurde sie hässlich und undankbar, und es war bitterer Hohn in ihrer Stimme, als sie sagte:

„Dein Herr Gemahl ist wohl sehr reich? So gut hättest du's mit deinem Hans freilich nie bekommen!"

Sie erhielt keine Antwort. Verwirrt und eigensinnig, gerade weil sie einsah, dass es garstig war, was sie tat, fuhr sie fort:

„Wie hast du ihn nur lassen können? Ihr habt euch doch so lieb gehabt! Und wie hast du den Mann nehmen können, der fast doppelt so alt war wie du?"

Frau Berta antwortete errötend, leise, demütig fast:

„Weil mich meine Mutter fast totgequält hat und weil Hans auf lange hinaus noch keine Aussicht hatte, sich irgendeine Stellung zu schaffen. Wir haben schliesslich selber eingesehen . . ."

„Ach geh doch! Wenn man sich wirklich lieb hat — da darf es überhaupt kein Einsehen geben, dann nimmt man sich und hat man sich!"

„Trude! Trude!" rief nun plötzlich die scharfe, zankende Stimme des Kranken im Nebenzimmer. „Willst du nicht endlich die Güte haben, dich von dem Weiberklatsch da loszumachen und dich ein wenig meiner anzunehmen? Ich kann hier verrecken und niemand kümmert sich darum!"

Mit einem Blick, der um Entschuldigung bat, erhob sich Gertrud, ein wenig schwerfällig, und verschwand in der Türe, welche sie so knapp als möglich öffnete. Berta sah erst jetzt, dass das arme Weib aufs neue Mutterhoffnungen entgegenging. Da wurde ihr Mitleid fast zum Entsetzen. Wie war diese Frau angezogen, die einst so ein lebensfrohes Mädel gewesen, schön, vornehm, verwöhnt wie eine

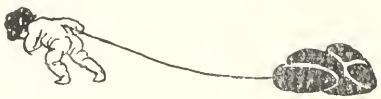
Prinzessin! Frau Berta sah die geplünderten Wände und die Dürftigkeit des Hausrats ringsumher, sah an den dunkleren Flecken der gebleichten Tapete die Umrisse der Möbelstücke, die dort — gestanden hatten. Und dann hörte sie den Mann nebenan wieder zanken und nörgeln. Kein Hauch von Dank oder Freundlichkeit war in seinem Ton. Abgerissene Worte klangen heraus: „— hochnäsige Geldprotzen — einen Brocken hinwerfen wie einem Hund — dumme Gans!“ Dann wieder ein Krampfhusten und neues Schimpfen, neues dringendes, gütiges Zureden der gemarterten Frau. Endlich kam diese in schlecht verhüllter Verlegenheit wieder heraus und setzte sich zu ihrem Gast.

„Er ist so furchtbar aufgeregt, wenn er leidet. Da weiss er oft gar nicht mehr, was er spricht!“

„Mir war, als ob ich ihn husten hörte . . . .“

Nach einer Pause ergriff Gertrud die Hand der Freundin und sagte mit niedergeschlagenen Augen:

„Verzeih' mir die abscheulichen Reden von vorhin. Das Elend macht einen so schlecht! Ich bin dir ja viel, viel Dank schuldig! Und dann weisst du — das war eben ein Punkt, wo ich nicht begreifen kann, dass eine Frau anders fühlt als ich. Für mich — weisst du — bestand nicht einen Augenblick lang Zweifel, was ich tun sollte, damals, als ich zu wählen hatte zwischen dem Willen der Eltern und — meinem Lebensglück!“



Wenn die Stunden schlagen —

Ein alter Kreuzgang mit herrlich erhaltenen Grabsteinen und Totenschildern und die eben von hässlicher Tünche befreiten Zirbenholztäfelungen aus dem fünfzehnten Jahrhundert, die man in einem Amtsgebäude entdeckt hatte, führten mich in das weltverlorene Provinzstädtchen. Begeistert hatte mir ein Maler von den gotischen Herrlichkeiten erzählt und beigefügt, dass man da wohl auch noch ein gutes Stück alter Zinn- oder Irdenware, oder gar ein ehrwürdiges geschnitztes Möbel um wenig Geld kaufen könne. Erst im nächsten Jahre sollte die Eisenbahn in die Gegend fahren — jetzt lag das Städtchen noch weitab vom Verkehr in einem wahren Dornröschenschlaf, verschollen und kulturfremd, still, dass jeder seinen Nachbar schnarchen hörte, eng, dass jeder in seines Nächsten Suppenschüssel sah. Hohe Giebelhäuser, in allen Farben des Regenbogens bemalt, standen um den Markt, eine altväterische gelbe Postkutsche vermittelte die Verbindung mit der Welt draussen, altväterische, langsame und behäbige Menschen sahen aus den Fenstern oder standen plaudernd unter den Haustüren. Sie hatten viel Zeit dazu.

Die Umgebung war reizvolles, fruchtbares und waldreiches Hügelland, manches altersgraue Schloss und manche sehenswerte Kirche stand in einem der Dörfer in der Runde — und so wurden aus einem kurzen Ausflug zur Antiquitätenjagd einige behaglich genossene Urlaubswochen.

Man wohnte natürlich im Gasthof zur Post, wo eine dralle Matrone von Wirtin ihr nahrhaftes und freundliches Regiment führte, wo auch die Herren Ingenieure vom Bahnbau eingekehrt waren und allabendlich die Honoratioren zusprachen. Unter den letzteren hätte der alte griechische Weise mit seiner Laterne vergeblich einen Menschen gesucht. Es waren nur Typen: Der Herr Stadtpfarrer, der Herr Oberamtsrichter, der Herr Doktor, der Herr Apotheker — lauter Gestalten, wie sie vor sechzig Jahren auch schon an diesem und jedem anderen Provinzstammtische gesessen haben mochten! Mit einer ungeheuerlichen Anspruchslosigkeit kauten sie allabendlich ihre gleichen Scherze und Neckereien, ihre gleichen politischen und sozialen Weisheiten wieder und hörten gelegentlich neugierig, aber mit Misstrauen zu, wenn wir, die wir ein wenig mehr von der Welt gesehen hatten, Bericht erstatteten über Dinge, die ihnen noch nicht vorgekommen waren. Wir — denn wir waren unser zwei: der erste Ingenieur vom Bahnbau kam noch dazu, ein schlanker blonder Mensch von etwa sechsunddreissig Jahren. Er hatte gelocktes reiches Haar und gefällige Züge, die fast ein wenig zu weich erschienen wären, hätte nicht der ewig gleiche ernste Ausdruck der Augen sie männlicher gemacht. Er hatte die halbe Erde bereist, hatte in Südamerika eine Bahn angelegt, an der Firth of Forth-Brücke mitgearbeitet und in Kimberley Minen eingerichtet. Erst seit Jahr und Tag war er wieder im

Lande. Da er die Karten hasste wie ich und seine Kollegen in jeder freien Minute ihren Skat trommelten, musste er wohl an den Stammtisch kommen, wenn er abends nicht allein sein wollte. Und er wollte nicht allein sein! Es war eine Unruhe in ihm, die auffiel. Ich hatte die Empfindung, als spreche er manchmal nur, um seine Stimme zu hören, als fürchtete er jeden unbeschäftigten Augenblick. Wenn ihn keine Ansprache zerstreute, horchte er oft wie geistesabwesend, verträumt in die weite Ferne hinaus und man musste ihn dann wohl zweimal anreden, ehe man Antwort bekam.

Zuweilen fuhr er aus solchem Hinträumen mit einem kurzen Ausdruck des Schreckens, ja des Schmerzes in die Höhe, manchmal aber auch mit grossen, leuchtenden Augen und freudig bewegt. Und ich erkannte, dass dies Aufzucken jedesmal mit dem Schlag der nahen Turmuhr zusammenfiel. Ich sah auch manchmal deutlich, dass er auf diesen Schlag wartete. Er hatte eine wertvolle Glashütter Uhr, die er mit einer gewissen Zärtlichkeit hütete, die er, wenn die Stunde voll werden sollte, herausnahm und ansah, als zähle er die Minuten. Wenn aber dann die Turmuhr schlug, gab er kein Zeichen von innerer Bewegung, nur sah er noch geistesabwesender aus als vorher. Nachher warf er wohl wieder jäh den Kopf zurück, schüttelte das Haar aus der Stirne und mischte sich ins Gespräch.

Die Berufsgenossen und Untergebenen Hartwichs — so hiess er — sagten, er sei ein Ehrenmann und von grosser Güte, verstehe sein Geschäft von Grund aus, aber er sei ein weniges verrückt. Und sie brauchten dafür mit der Lieblosigkeit der Gesunden und Beschränkten einen Ausdruck aus der Sprache des Volkes, das heute fremdartigen

Geistern gegenüber noch genau so feindselig und höhnisch ist wie vor tausend Jahren. —

An einem heiteren Juliabend, an dem die Honoratioren wie immer an ihrem Stammtisch festklebten und um noch nichtigere Nichtigkeiten als sonst herumdebattierten, floh ich mit Hartwich aus der Wirtsstube in den Garten der „Post". Die Atmosphäre unter dem niedrigen Kreuzgewölbe des alten Raumes war erstickend gewesen und mit Wonne atmeten wir die frische reine Abendluft, die vom Flüsschen herüberstrich. Die Wirtin trug uns eigenhändig Gläser und Feuerzeug heraus unter die hohe grüne Kuppel des Kastanienbaumes, der die wenigen Tische des Postgartens überschattete. Sie sagte die üblichen Worte über den schönen Abend und dann liess sie uns allein.

Schweigsam, wie Hartwich unter vier Augen fast immer war, war er auch jetzt. Er zog seine Uhr heraus und starrte auf ihr Zifferblatt und als dann neun schallende Schläge vom Turm durch den stillen Abend dröhnten, schaute er wieder weltvergessen über das weite Flusstal hin in das verklimmende Rot am Himmelsrande. Dann nahm er sein Glas, trank und hob den Römer ein wenig hoch, wie gegen einen unbestimmten Ort in der Ferne. Er hatte vergessen, dass ein Zweiter Zeuge dieses stillen Bechergrusses war. Jetzt fiel es ihm ein. Verlegen setzte er sein Glas nieder.

„Sie soll leben!" sagte ich, um das Schweigen zu brechen, und noch verlegener stiess er mit mir an. Dann sagte er:

„Es ist schon so was und es war auch nicht schwer zu erraten. Sie haben mich oft genug gesehen, wenn meine Seele auf der Wanderschaft war, weit, weit weg von hier, und

ich weiss auch, wie wenig ich meiner Gedanken und meiner Mienen Herr bin in jenen Augenblicken, wenn —"

„Wenn die Stunden schlagen!"

„Ja: wenn die Stunden schlagen. Sie sollen auch wissen, was es damit für eine Bewandtnis hat. Es ist eine sehr, sehr einfache Geschichte und doch ist etwas dabei, was mich um den Verstand bringen könnte und vielleicht noch bringen wird. Etwas von jenen Dingen, welche unsere Schulweisheit nicht unter Dach und Fach zu bringen weiss!

Ich bin immer ein Schwärmer gewesen, wie sie sagten, vordem freilich ein fröhlicher. Als ich noch auf der polytechnischen Schule war, wohnte ich, ein Studentlein mit bescheidenen Mitteln, bei einer Offizierswitwe in M. Es waren bitterarme Leute; die kleine Pension und das Zimmervermieten reichten nicht aus fürs Leben und bis tief in die Nacht sassen die beiden Damen wach und fertigten Stickereien für ein Geschäft. Die Tochter meiner Hauswirtin war ein holdes und zärtliches Geschöpf, heiter und geduldig gegen die Mutter, eine vergrämte Frau, die voll von Ungerechtigkeiten, Schrullen und Vorurteilen war und voll Undank für die selbstlose Aufopferung ihres Kindes. Das feine, schöne Mädchen hatte es mir bald angetan und je mehr ich ihr stilles Heldentum, ihre unversiegliche Güte aus der Nähe sah, um so lieber gewann ich sie. Trotzdem ich erst zweiundzwanzig Jahre zählte, war das keine knabenhafte Liebelei, sondern eine Neigung fürs Leben. Wir verlobten uns, wollten es aber der Mutter erst sagen, wenn ich mein Examen hinter mir hätte, und wir waren beide die Leute dazu, jahrelang ergeben und getreu zu warten auf unser Glück. Da brachte Luisens Mutter eines Tages einen

Freier ins Haus, einen Regimentskameraden ihres verstorbenen Mannes. Er mochte ungefähr so alt sein, als ich heute bin, und Luise zählte damals noch nicht achtzehn Jahre. Jener galt als tüchtiger, ernsthafter Offizier und wie er nicht alt und nicht jung in seinem Wesen war, war er auch nicht hübsch und nicht hässlich, nicht geistreich und nicht dumm, nicht gut und nicht böse, ein Streber vielleicht, im besseren Sinne, eher spiessbürgerlich als flott. Er besass ein kleines Vermögen, das er nie angetastet hatte — gerade die „Kaution". Hart und mitleidslos, wie die Not sie gemacht hatte, wollte die Mutter diese Gelegenheit zur Versorgung Luisens sich nicht entgehen lassen. Das Mädchen hatte keinen Willen neben ihr, und als nun auch unser Verhältnis ans Licht kam, wusste die Frau die heftige Scene, welche folgte, so klug zu nützen, dass Luise, wehrlos und betäubt, dem Freier ihr Jawort gab. Ihr zu grollen, hatte ich kein Recht; es wäre für Luisens weiche und schüchterne Art ein Ding der Unmöglichkeit gewesen, jahrelang im Hader neben dieser Mutter hinzuleben. So hiess es Abschied nehmen. Wir hatten nicht Zeit, irgendeinen Gedanken über einen Verkehr der Zukunft zu fassen; die Mutter stand in der offenen Tür und hatte meine Reisetasche in der Hand. Da schlug draussen eine Turmuhr an und plötzlich sagte das Mädchen mit einem ganz visionären Ausdruck im Gesicht, die nassen, rotgeweinten Augen voll auf mich gerichtet:

„So oft eins eine Stunde schlagen hört, soll es an das andere denken. So müssen sich unsere Gedanken immer wieder begegnen und wir werden einander grüssen!"

Ich machte ein Zeichen, dass ich sie verstanden. Dann sah ich noch wie durch einen Schleier, dass sie wankte und

auf einen Stuhl fiel — und dann war ich aus dem Hause. Noch am gleichen Tage reiste ich fort und studierte in einer norddeutschen Stadt weiter. Ich hörte von ihrer Vermählung — und dann nichts mehr von ihr. Wenn die Stunden schlugen, dachte ich wohl an sie, aber es brachte mir keinen Trost, es war, als risse mir der Ton die Wunde von neuem auf. Als ich mein Examen gemacht hatte, nahm ich Dienste im Auslande und da habe ich jahrelang überhaupt keine Turmuhr schlagen hören. Es hätte ja damals wohl auch nicht mit der Zeit gestimmt. Meine Liebe zu Luise war wie begraben — aber lebendig begraben! Ich hatte alles von mir getan, jedes kleinste Andenken, das an sie erinnerte, denn ein heisser, wilder Schmerz war mit jeder Erinnerung an sie verbunden. Es war töricht, schwach — feige vielleicht, dass ich von der Sache nicht loskommen konnte! Aber es war nun einmal so!

Zehn volle Jahre bin ich im Ausland gewesen, da führte mich der Antrag eines Grossindustriellen in die Heimat zurück. Nicht ohne Bewegung fuhr ich die Elbe herauf und als ich in Hamburg meinen Fuss auf den Landungssteg setzte, fiel dröhnend ein Viertelstundenschlag vom Turm der Michaelerkirche. Und nun war mit diesem einen Ton alles wieder da, die wilde alte Sehnsucht, der nagende Schmerz und vor allem das Gefühl: Ich kann nicht weiterleben, ohne sie wiedergesehen zu haben — mag werden daraus, was werden will!

Durch ein Militärhandbuch war der Aufenthaltsort ihres Gatten bald gefunden. Zwei Tage nach meiner Ankunft auf deutschem Boden stand ich in der kleinen linksrheinischen Garnisonsstadt vor ihrer Schwelle. Die blanke Messingtafel an der Türe sagte mir, dass ihr Gatte inzwischen

Oberstleutnant geworden war. Ich klingelte. Sie öffnete selbst, starrte mich einen Augenblick entsetzt an und zog mich dann zitternd, einen Gruss stammelnd, in eine Stube. Da sassen wir und verschlangen einander mit den Blicken. Sie hatte sich wenig geändert; ihre Gestalt war seltsam mädchenhaft und zierlich geblieben, ihr Gesicht ganz das alte, nur doch wohl bleicher und schmaler. Wir hielten einander wortlos bei den Händen und wussten beide, dass wir uns auch im Innern nicht verändert hatten. Und ich wusste auch, dass sie nicht glücklich, dass sie freudlos und einsam lebte, ohne dass sie mir es sagte. Unter lautem Schluchzen, das in wilden Stössen ihren ganzen Körper erschütterte, fiel sie mir um den Hals.

Ich blieb einen Tag im Orte und wurde dem Oberstleutnant vorgestellt, der sich meiner nicht mehr erinnerte. Er war höflich und von einer trockenen Gutmütigkeit, Pflicht- und Berufsmensch durch und durch, tyrannisierte das Haus, ohne es zu wollen und zu wissen, und erzog ununterbrochen an einer Frau, die er offenbar in keinem Zug ihrer vornehm-schüchternen Natur verstand. Man bat mich zu Tische und als ihn nachher der Dienst wieder rief, blieben wir, Luise und ich, allein und erzählten einander von den letzten Jahren. Sie hatte freilich wenig zu erzählen, weil sie tatsächlich nichts erlebt hatte als Umzüge von einer Garnison zur andern und die öde Einförmigkeit eines Lebens nach der Uhr und nach der Schnur. Kinder hatte sie nicht gehabt. Sie erzählte alles gelassen und müde, ohne jede bewusste Traurigkeit, und dabei war es doch tottraurig, zu hören von diesem Leben im Zwielicht. Mir wurde das Herz voll und schwer und ich wollte gehen, ehe der Oberstleutnant zurückkam. Noch einmal schlang sie die Arme

um meinen Hals, weinte sich aus und wir küssten uns zum Abschied, länger und heisser als je in den Tagen unserer heimlichen Jugendliebe.

Da riss uns ein rauhes Lachen auseinander. Ihr Gatte war unvermerkt eingetreten und sah uns in solcher Umschlingung. Einen Augenblick zerrte er, dunkelrot im Gesicht, an seinem Säbel, dann fragte er heiser:

„Darf man fragen, was die Szene da bedeutet?"

Ich war schnell gefasst und erzählte einfach die Wahrheit. Und die Wahrheit so einfach, dass er auch nicht einen Augenblick zu zweifeln schien!

„Also darum! Also darum!" sagte er, schwer atmend. „Also darum habe ich mich umsonst gemüht, aus meiner Gattin auch mein Weib zu machen! — Und was soll nun werden?"

Ich sagte, dass ich in jeder Weise zur Verfügung stünde — wie man in solchen Fällen eben sagt. Grob unterbrach er mich:

„Ich bin kein Esel und will keine Schiesserei! Aber auch keine Komödie von Scheidung, oder so was! Ich will auch keinen Schaden haben an meiner Ehre, meiner Stellung und an meiner Seelenruhe! Ich will ganz kurzweg Ihr Ehrenwort, dass Sie mit meiner Frau nie wieder schriftlich oder persönlich in Verkehr treten und ihr mit Absicht nie den Weg kreuzen werden! Das will ich — Herr!"

Einen Blick warf ich noch auf die Frau, die zitternd in die Sofaecke gesunken war, und sah, dass sie zu keinem Kampf bereit und fähig war. Ich bemerkte auch jetzt erst, wie schwach und gebrechlich sie aussah und dass sie wohl krank sein müsse.

„Soll ich gehen, Luise?"

Flehend sah sie mich an und nickte. Und als ich

mich wenden wollte, hielt ihr Blick den meinigen noch einen Augenblick fest, führte ihn nach dem Zifferblatt der Wanduhr und wieder zurück. Ich verstand sie!

Der Oberstleutnant empfing mein Ehrenwort, wie er es gewünscht hatte, und ich schied von der Geliebten ohne ein weiteres Abschiedswort. Sie war nicht imstande, zu reden und weinte in ihrer Ecke still und hilflos in sich hinein. Da ging ich denn.

Das war vor zwei Jahren. Und seit damals ist nun jenes seltsame Hinundwieder zwischen uns, bei jedem Stundenschlag. Es mag einem andern als Überspanntheit erscheinen, krankhaft, wenn Sie wollen — aber bei jedem Schlage der Uhr fühle ich das Band, das unsere Seelen aneinanderfesselt, geheimnisvoll bewegt. Ich glaube es ganz deutlich zu unterscheiden, ob im betreffenden Moment ich allein an das Gemeinsame denke, oder ob die ferne Frau zu gleicher Zeit den Schlag hört und unsere Gedanken sich begegnen. Ich fühle freundliche, milde Grüsse voll Sehnsucht und Zärtlichkeit, aber selten, selten! Ich fühle Zorn und Verzweiflung, aber am allermeisten ihr resigniertes, müdes Dulden. Manchmal durchschauert mich das Pochen des Hammers auf die Glocke mit einem wimmernden Schmerz; mir ist dann, als höre ich was, wie das Klagen verendenden Wildes, und ich weiss auch längst, dass diese arme Frau, die nicht mehr den Willen hat, sich zu wehren und zu leben, in ihrem Winkel langsam hinstirbt. Ich fühle es mit einem Weh in diesen letzten Wochen, dass ich selber meine, daran zugrunde zu gehen! Es ist, als reichten aus meinem Nervensystem feine Fäden über die Grenzen meines Körpers weit hinaus und wären mit ihrem Wesen verknüpft und litten mit, wenn sie leidet."

Er schwieg und ich sah einen Ausdruck tiefer Verstörtheit in seinem hübschen männlichen Gesicht, der mir nie noch so sehr aufgefallen. — — — — — — — — —

Es war ein paar Tage später. Eine furchtbare Schwüle hatte seit dem frühen Morgen auf uns gedrückt und war gegen Mittag unerträglich geworden. Hartwich kam früher als sonst und total erschöpft auf seinem Rad von der Arbeitsstelle zurück und fand mich im Garten. Der starke Mensch fieberte ersichtlich unter innerer Aufregung und als ich ihn, ehe er noch gesprochen, fragend ansah, sagte er mit heiserem, verwirrtem Ton:

„Es ist Unheil in der Luft!"

Die Mahlzeit, welche ihm die Wirtin in den Garten brachte, liess er fast unberührt. Er schien heute ununterbrochen hinauszuhorchen in die Ferne und schauerte bei jedem Viertelstundenschlage zusammen, dass ich es schliesslich selber als Qual mitempfand.

Von zwei Seiten des Horizonts stiegen schwarze Wolkenwände herauf und breiteten sich mit unheimlicher Schnelligkeit aus. Kein Lüftchen regte sich, siedende Stille überall! Die Leute, die man auf den Feldern ferne hastig arbeiten sah, ihre Ernte noch vor dem Sturme zu retten, erschienen fast gespenstisch in der grellen, harten Beleuchtung, die noch durch einen Spalt in der Wolkendecke auf sie fiel. Endlich schloss sich auch der — aber immer noch kein Blitz, kein Donnerrollen, kein Tropfen Regen! Es war jetzt, eine Stunde nach Mittag, finster geworden wie in der Dämmerzeit und eine grausige Bangigkeit lag in der Luft, der sich keiner entzog.

„Wie vor dem Weltgericht!" sagte ich und merkte bald, dass Hartwich nicht hörte. Sein Blick war starr,

Schweisstropfen glänzten ihm auf der Stirne und man sah an seinem Halse, dass er mühsam schluckte wie einer, dem die Kehle ausgetrocknet ist.

Da schlug es ein Uhr! Scharf, hart fiel der Schlag in dieser bangen Stille vom Turm nieder. Er traf auch meine gefolterten Nerven wie ein Peitschenhieb und noch ärger die Hartwichs, der mit hörbarem Stöhnen zusammenzuckte, dann aufsprang, mich erregt am Arm fasste und schüttelte und tonlos sagte:

„Jetzt ist es geschehen — ich weiss es ganz gewiss! Jetzt ist sie tot!"

Kaum wissend, was er tat, ging er mechanisch auf das Haus zu. In diesem Augenblick brach das Unwetter los. Mit einem gewaltigen Stosse kam der Sturm, Türen und Laden flogen klatschend zu, unreifes Obst und Äste regneten nieder. Ein ungeheurer Donner eröffnete die Symphonie der Elemente, erst gellend und krachend, dann mit einem langen dumpfen Rollen, das anschwoll und nachliess, aber wohl eine halbe Stunde lang überhaupt nicht mehr endete. Bald schien der ganze Himmel in Flammen zu stehen und aus diesem Feuermeer knatterten, wie abwärts gekehrte Raketen, lange blendende, verästelte Blitze nieder in einer Menge, dass man ein Gefühl hatte, als stünde man im Kugelregen eines Bombardements. Unter betäubendem Donnergetöse schlug denn auch der Strahl in eines der uralten Häuser am Markte, rote Glut stieg auf und bald füllte ein Höllenlärm den sonst so stillen Platz. Wer nur irgend konnte, rannte hilfsbereit herbei und schnell machte sich das Bedürfnis nach einem ordnenden Willen in diesem Schwarm von Aufgeregten geltend. Hartwich wurde um Hilfe gebeten, war auch sofort vorne dran und, gewohnt,

Arbeitermassen zu führen, hatte er bald die kleinstädtische Feuerwehr und die irgendwie brauchbaren Hilfskräfte in eine zielbewusste Tätigkeit geleitet. Arbeit und Gefahr waren in diesem Augenblick ganz, was er brauchte. Als nach vier oder fünf Stunden der Brand, der sich, dank Hartwichs energischem Eingreifen, auf zwei Häuser der Reihe beschränkte, für gelöscht gelten konnte, kehrte dieser in sein Quartier zurück. Kopf und Hände waren mit Schrammen und Brandmalen bedeckt, er aber war so müde, dass er auf seinen alten Diwan hinsank und einschlief, ohne noch ein Wort weiter gesprochen zu haben. Ich sah an dieser tiefen Erschöpfung und Entspannung wohl, dass er schlaflose Nächte hinter sich haben mochte, schob ihm ein Kissen unter den Kopf und schlich hinaus.

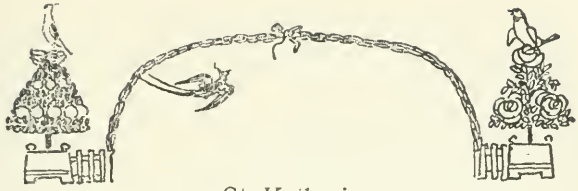
Es dämmerte schon stark, als er erwacht war und mich bitten liess, ihm seine zahlreichen, aber ganz harmlosen Verletzungen verbinden und verpflastern zu helfen. Ich fand Hartwich ernst, traurig vielleicht, aber die bohrende Unruhe von ehedem und alles irre Wesen war von ihm gewichen, wie auch draussen die Wetterschwüle einer erquickenden Frische Platz gemacht hatte.

Als meine Samariterarbeit getan war, standen wir schweigend am Fenster seiner Stube und sahen auf den Platz mit der regennassen Brandstätte hinaus. Zehn Schritte von uns entfernt erhob sich der Turm der Pfarrkirche und nun hörten wir, da eben wieder eine Stunde um war, deutlich, wie im Schlagwerk der Uhr der Hammer mit dumpfem Stoss aushob. Ich sah Hartwich teilnahmsvoll ins Gesicht. Als aber dann die Schläge selber niederdröhnten, zuckte er nicht mit der Wimper! Meinem fragenden Blick mit ruhigen Augen begegnend, sagte er einfach:

„Nein! Das bedeutet jetzt nichts mehr! Der Draht ist zerschnitten zwischen mir und — dort! Ich werde morgen eine Depesche hinschicken und Sie werden sehen, dass ich recht hatte! Sie ist erlöst!“

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Es war auch so!



St. Kathrein

„Kopf oben, Fräulein! Ich glaub' es nicht, dass der Theobald so ein wortbrüchiger Kerl sein kann und solch ein Narr ist er schon gar nicht! Machen Sie sich nur recht schön heute abend! Und nun behüt' Gott, ich muss noch aufs Rathaus!"

Fort war der Herr Bürgermeister und Vormund! Käthes Mutter knixte ihn zur Tür hinaus und das Mädchen nahm wieder den Platz in der Fensternische ein. Sie war blass und erregt und sah jetzt im Zwielicht beim flackernden Schein der einzigen Kerze welk und müde aus.

Über dem Sofa und auf dem Tische lag der Ballstaat Käthes bereit, mit dem sie sich „schön machen" sollte. Das elfenbeinfarbige Seidenkleid machte denselben Eindruck vergangener Eleganz wie die ganze Wohnung. Die Falten zeigten nicht mehr die Starrheit, welche der schweren Seide sonst eigen ist, und waren durch unzählige schwache Querfältchen unterbrochen. Ein geschickter Aufputz durch neue Bänder und etwas neue Spitzen, die wertloser waren als die alten, verbarg das, so gut es ging.

Käthe löste sich das Haar. Wie die reichen dunkel-

braunen Strähne links und rechts an dem feinen Oval ihres Gesichtchens niederfielen, sah dies noch blasser und unjunger drein wie vorher. Und doch war es schön, ob es auch nicht die heiteren Farben des Glückes und der Freude trug. Gerade der oben geschilderte Eindruck verblichenen Wohlstandes war es, was die Stirne des Mädchens jetzt furchte. Die Mutter schwatzte draussen auf dem Gange noch mit dem Vormund nach ihrer Gewohnheit deutsche und französische Redensarten durcheinander. So hatte Käthe noch ein paar Minuten Musse, sich selbst anzugehören und die Geister ihrer Vergangenheit zu Besuch zu empfangen vor diesem entscheidenden Abend. Entscheidung musste ja heute werden, so oder so! Du lieber Gott, sie verlangte ja so unendlich wenig, nur ein bisschen Ruhe und Ehrbarkeit. Aber nur diese maskierte Not nicht mehr, diese ewige Angst, wenn draussen die Klingel ging, dieses Freundlichtun mit allen möglichen unmöglichen Leuten, denen man verpflichtet war! Ein herbes Frösteln schüttelte sie.

Was hatten diese letzten sechs Jahre alles gebracht seit Vaters Tode! Bei dessen Lebzeiten hatten sie in der Residenz ein grosses Haus geführt. Er besass ursprünglich kein Vermögen, aber horrende Einnahmen als Vorstand einer grossen kaufmännischen Gesellschaft. Rauschender Luxus, nicht vornehme Behaglichkeit war es, was das Mädchen kennen gelernt hatte; doch wenn es ihr auch unter diesen Umständen nicht allzu wohl war, es war doch tausendmal besser gewesen als nun diese Zeit der Sorge die Jahre her. Der Vater starb plötzlich, als die Gesellschaft fallierte, und hinterliess nur ein kleines erspartes Vermögen und ein kostbar eingerichtetes Haus. Käthe war

schon seit mehreren Jahren zu einer Schönheit erblüht gewesen, die von sich reden machte.

Die Mutter, die nichts weniger als eine gute Hausfrau war, fing an zu rechnen, wie sie wohl am besten ein glänzendes Leben weiterführen könne, und der Hauptfaktor in ihrem Rechenexempel war Käthe. Das Mädchen würde — musste eine glänzende Partie machen. Also lustig drauf los! Und das törichte, eigensüchtige Weib steckte den Rest ihres Vermögens „ins Geschäft". Als das Trauerjahr um war, ging's weiter in Saus und Braus und es war wiederum alle Tage Sonntag bei Maltaus. Käthe wusste nichts vom Stand der Verhältnisse.

Endlich schien sich auch der ersehnte Goldfisch ins Netz zu verlieren. Ein Prachtfang! Der Sohn eines deutschen Standesherrn von altem Namen, der den Fürstenhut über dem gräflichen Wappen führte. Der junge Graf hielt sich seiner wissenschaftlichen Neigungen halber an der Hochschule der Residenz auf. Er fing Feuer an Käthes Schönheit und war bald täglicher Gast in ihrem Hause. Er war im Herzensgrunde ein wackerer Bursche und dem reinen Mädchen gegenüber läuterte sich die Glut einer ersten Leidenschaft bald zum heiligen Feuer einer tiefen, ehrlichen Liebe, der Käthes Herz nicht lange widerstand. Sie liebte ihn und er begehrte sie zum Weibe. Etliche Monate schrankenlosen Glückes vergingen den beiden. Die Mutter schwamm in Entzücken und unaufhaltsam schmolz das Vermögen unter ihren Händen hin. Gläubiger erstanden auf allen Seiten — aber was lag daran, bei diesen Aussichten!

Bald wussten auch des Grafen Egon Eltern von der Sache und waren durchaus nicht einverstanden damit, dass der letzte Spross eines Hauses von tadellosem Stammbaum

diesen durch eine Bürgerliche schände. „Halt blasen, solange es Zeit ist!“ rief ein schneidiger Vetter im Familienrat und es geschah. Es wurde Egon nicht mit Enterbung gedroht, er wurde weder beim grauen Haupte seines Vaters, noch bei den Gebeinen tapferer Ahnen beschworen, seiner Standespflichten zu gedenken. Sie kannten ihre Rasse besser.

Eines Tages erschien bei Egon jener charmante Vetter und nahm den jungen Grafen auf Wunsch seines Vaters ein bisschen nach Paris, damit er das Leben kennen lerne. Käthe und Egon nahmen unter Tränen Abschied. Und als Egon erst sechs Monate in Paris das Leben kennen gelernt hatte — nun, da hatte er eben nicht mehr den Mut, dem reinen Weibe gegenüberzutreten, das seiner harrte. Im stillen hatte er sie wohl noch immer lieb. Der Vetter übernahm sogar noch die delikate Mission, dem Mädchen mitzuteilen, dass ihr Geliebter ein Lump geworden sei, und er tat dies mit mehr Humor als Zartgefühl und jedenfalls ohne Schonung für sie und ihn. Ein Ringlein war noch zurückzugeben und ein Bündel Briefe und dann war der Spross des hohen Namens wieder frei und einer standesgemässen Ehe gerettet. Seine Erlaucht zahlten Egons „Retter“ dessen nicht unbeträchtliche Schulden.

Käthe hatte nicht lange Zeit, ihrem Schmerze nachzugehen, denn sie lernte jetzt etwas kennen, was die schöne Wehmut tiefen Herzeleides bald erstickt, etwas, das gemein ist und mit tausend Niederträchtigkeiten jedes warme Empfinden stört — die Not, die Not in Flittern.

Das Vermögen der Maltaus war zu Rande. Vom Erlöse des verkauften Hauses blieb noch so viel, dass beide Damen in einer kleinen Stadt, wo Käthes Vormund Bürgermeister war, notdürftig leben konnten. Und hätte nicht

der alte Mann mit unendlicher Treue Ordnung gehalten in den Verhältnissen, die Mama Maltau täglich aufs neue zu verwirren bestrebt war, sie hätten das Elend in der bittersten Form kennen gelernt. — —

„Und nun: adieu monsieur le maire! Wir sehen uns den Abend! Heben Sie uns nur gute Plätze auf, s'il vous plait! Und setzen Sie ja Theobald und Heindorfs zu uns!"

Frau Emmas kreischende Stimme verhallte im Gange und gleich darauf trat jene ein, ein Paket Briefe in der Hand.

„Da, ma chérie, das war im Kasten. Alles an dich! Aber du hast ja noch gar nichts zu deiner Toilette getan! En avant, es ist Zeit! Und was sollen die Briefe?"

Das Mädchen stand auf und liess die Briefe langsam durch ihre Finger gleiten:

„Höre mich, Mama! Du weisst, wie ich mit Theobald Harden stehe. Vor einem Jahre auf dem Katharinenballe hat er sich mit mir erklärt. Ich halte ihn für einen anständigen Menschen und glaube, dass er einer Frau wohl das Glück bieten könnte, das ich noch erwarten darf. Ich bat mir damals Bedenkzeit aus, mehr seinetwegen. Doch auch mir schien damals der Gedanke, „mich zu versorgen", schrecklicher als heute nach dem Jammer des letzten Jahres, dieser ewigen Geldnot und schäbigen Halbanständigkeit, mit der wir uns immer aus der Affaire ziehen.

„Theobald hat mir nicht abgesagt, ja, er bestand vor kurzem noch auf seiner Werbung. Seit Wochen habe ich ihn allerdings nicht gesehen. Will er mich heute noch, wie ich wohl glaube, so soll er mich haben, will er mich nicht mehr, so werde ich's ihm leicht machen. Darum die Briefe. Ich habe mich um eine Stelle beworben und das

sind wohl die Antwortschreiben, die ich erhalte. Trage ich heute meine letzte Hoffnung auf ein bescheidenes Glück zu Grabe, so suche ich mir wenigstens eine selbständige Existenz und ehrbare Tätigkeit!"

Die Mutter seufzte: „Wenn wir nur auch einmal bonne chance hätten!"

Käthe zog sich schnell an. Sie hatte keine besondere Freude daran, sich zu schmücken, und so ging das Geschäft glatt und ohne Aufenthalt vor sich. Während des Ankleidens öffnete sie nach und nach die Briefe und steckte einen davon ins Mieder. In einer kleinen halben Stunde war sie fertig. Die Mutter war schon den ganzen Nachmittag in Toilette gewesen.

Als das Mädchen angezogen war, wandte sie sich zum ersten Male dem Spiegel zu und sah einen Augenblick prüfend hinein. Sie sah jetzt gut aus. Auch die Mutter sagte ihr das mit süssen Worten. Aber die Schmeicheleien der Frau Emma taten ihr weh. Aus jedem Worte sprach Selbstsucht. Käthe wandte sich ab. „Gehen wir!"

Sie gingen zu Fuss. Die Strassen waren zum ersten Male gefroren und frische, reine Luft rötete die Wangen des Mädchens. Festen Trittes ging sie der Entscheidung über ihr ferneres Leben entgegen.

Der Saal der „Harmonie" war schon voll, als die Maltaus eintraten. Es war alles kleinstädtisch und unzulänglich hier, von der Dekoration des Saales bis zu den Kleidern der Frauen. Auch von den Herren waren nur wenige, durchweg jüngere, in tadellosem Anzug erschienen, darunter Theobald, der den Damen Maltau jetzt, ein junges Mädchen am Arm, entgegenschritt. Es war eine grosse rotwangige Blondine von beängstigend gesundem Aussehen, Gretchen

Heindorf, das Kind eines Gutsnachbarn von Theobald. Wohl ihrem Namen zuliebe trug sie ihr blondes Haar stets in zwei dicken langen Zöpfen. Auch ihr Kleid hatte den üblichen Schnitt der „Gretchengewänder".

In Käthes Brust zuckte etwas wie Ahnung. Dennoch reichte sie den beiden freundlich die Hand. Sie konnte ihm ja unrecht tun. Dass die Nachbarskinder zusammen waren, brauchte noch lange nichts zu bedeuten!

Der Ball begann. Den zweiten Tanz hatten Theobald und Käthe zusammen. Sie bezwang das Gefühl, das sie vorher beschlichen, und sagte so freundlich als möglich zu ihm:

„Nun ist's ein Jahr, dass wir nicht mehr zusammen getanzt haben."

„Nicht wahr, wie die Zeit vergeht!" Das war alles. Sie schwiegen wieder und drehten sich im Kranze. Käthe ertappte sich darauf, dass ihre Gedanken weit weg waren in vergangenen Tagen.

Die schwülen, melancholischen Klänge der „Rosen aus dem Süden" passten gut zu dieser Stimmung. Nun brach die Musik ab. Sie gingen auf ihre Plätze zurück.

„Jetzt ist's aus mit dem Tanzen, Herr Harden!"

„Jawohl. Sankt Kathrein — stellt Pfeifen und Geigen ein."

„Das Jahr wird alt!"

Tanz um Tanz folgte nun mit öden, hölzernen Gesellen, bis zur letzten Tour vor dem Souper. Es war eine Quadrille, die Käthe an den Bürgermeister vergeben hatte. Aber statt mit dem rüstigen und lebenslustigen alten Herrn zu tanzen, zog ihn Käthe in ein Nebenzimmer, und sie hatten ein sehr ernsthaftes Gespräch zusammen. Am Schlusse zeigte das Oberhaupt der Stadt einen ziemlich roten Kopf.

Das Mädchen aber sah ruhig und fest darein, wenn auch nicht eben vergnügt.

Man ging zu Tische; die Gesellschaft nahm die vornehmste Tafel ein im Saale. Käthe sass neben dem Vormund, ihr gegenüber Theobald und die Eltern Gretchens. Mama Maltau befand sich in schlecht verhehlter Aufregung. Auch ihren Blicken war es nicht entgangen, wieviel sich der erhoffte Eidam mit seiner üppigen Tisch- und Gutsnachbarin beschäftigte.

Zu Anfang war das Mahl nicht sehr animiert. Es sassen da eine Menge von Leuten beisammen, die zur Stunde viel mit ihren eigenen Gedanken zu tun hatten. Ein junger Referendar, der entsetzliche Witze machte, trug fast allein die Kosten der Unterhaltung. Endlich brachte er es denn auch so weit, dass eine gewisse lärmende Lustigkeit entstand. Die Herren tranken ziemlich fleissig und am Ende war jedes in laute Unterhaltung mit seinem Tischnachbarn verwickelt. Am leisesten sprachen Käthe und der Bürgermeister zusammen.

Plötzlich stiess das Mädchen den wackern Alten mit der Fusspitze an. Er verstand sie und sah nach Theobald hinüber. Was er sah, nahm ihm den letzten Zweifel an dem, was Käthe längst erkannt hatte.

Fräulein Gretchen hatte in alberner Selbstvergessenheit ihre Hand in die des jungen Mannes gelegt und sass dicht an seiner Seite. Das war ein Liebespaar, das kein Hehl mehr machte aus seinen Gefühlen.

Am Ende war's gar nicht Selbstvergessenheit von Gretchen und sie wollte der unterlegenen Rivalin nur ihren Sieg zeigen. Dann aber war ihre Grausamkeit ohne Zweck. Käthe fühlte keinen Schmerz. Sie lächelte sogar und

Theobald, der den Blick der Verratenen auf sich haften fühlte und nicht aufzusehen wagte, fühlte auch dieses Lächeln. Auch Gretchen erglühte tief, als sie es wahrnahm, und das stand ihr nicht sonderlich gut zu Gesicht.

Jetzt schlug der Bürgermeister mit dem Messer an sein Glas und in den Augen des alten Mannes glühte etwas, was nicht dem Weine allein entstammen konnte. Er sprach:

„Meine lieben Freunde! Wir haben heute zu drei Dingen unser Glas zu leeren! Zuerst zum Namenstage Fräulein Käthchens, die vor ein paar Jahren wie ein Stückchen lieben Sonnenscheins in unser trübseliges Provinznest gekommen ist, das sie nun wieder verlassen will. Denn der zweite Teil meines Trinkspruches gilt ihrem Abschied. Das ist das Betrübliche, was ich zu sagen habe. Dem feinen Vöglein ist's doch zu eng geworden hier, wo sich die Leute manchmal gar zu neugierig in die Fenster gucken, und ich mag's ihr nicht verdenken, so lieb ich das Nest habe und die, welche es nun verlassen will. Ich weiss, dass manch einer da wäre, der sie gern zurückhielte, aber ihrem Willen zu folgen, ist ihr Recht. Sie geht in die Stadt zurück, sich einer Lebensaufgabe zu widmen, die einen ganzen, starken Menschen braucht. So lebe sie denn dreimal hoch und es möge ihr wohl gehen künftig in der Welt, sie hat ein Recht darauf!"

Man stiess an und der Bürgermeister nahm Käthe kurzweg beim Kopfe und küsste sie auf die Wange. Sie hielt standhaft aus und ihre Augen waren trocken. In Frau Emmas Hand zitterte das Glas. Aber sie tat, als wüsste sie von allem und wäre stolz darauf.

„Und nun zum Dritten!" fuhr der Bürgermeister fort.

„Ich glaube, es gibt ein Brautpaar in der Nähe, und trete das Amt des Sprechers an Gevatter Heindorf ab!"

Man kicherte und tuschelte zusammen und endlich stand Papa Heindorf auf, die Serviette im Hemdkragen. Seine Rede war länger, aber sicher weniger schön als die des Bürgermeisters. Denken und Reden war seine Stärke nicht. Beim Trinken stellte er seinen Mann.

„Das Brautpaar soll leben, Gretel Heindorf und Theobald Harden!" schloss er endlich.

Die beiden gingen um die Tafel, ihre Gläser in der Hand, und sammelten ihre Glückwünsche ein. Als Theobald zum Bürgermeister kam, hatte dieser eine sehr zweischneidige Gratulation bereit. Und dann trat der Bräutigam zu Käthe:

„Sie werden mich — verachten!"

„Im Gegenteil, ich danke Ihnen! Ich war einmal im Leben in Gefahr, mich selbst zu verlieren; vor dieser Gefahr haben Sie mich gerettet. Ihr Wohl, mein Retter!" —

Man trank und plauderte und tanzte noch weiter. Käthe blieb bis zum Schlusse.

Endlich war's überstanden! Auf dem Heimwege machte Mama Emma ihrer übervollen schönen Seele in heftigen Vorwürfen an Käthe Luft. Diese gab keine Antwort.

Sie waren in der Wohnung. Mit den Worten: „Et maintenant tu vas coiffer sainte Catherine!" zog sich die Alte in unheildrohender Laune in ihr Gemach zurück. Nach einer halben Stunde schlief sie, eingelullt von dem Troste, nunmehr, allein, besser mit ihren Einkünften auszureichen.

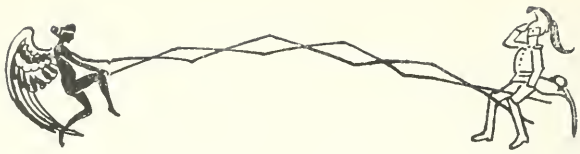
Käthe setzte sich an den Tisch und schrieb einen Brief zu Ende mit ihrer festen, schönen, männlichen Schrift und der Brief gab ihrer künftigen Brotherrin jedenfalls den

günstigen Begriff von dem Wesen der stellensuchenden jungen Dame.

Dann setzte sich das Mädchen vor den Spiegel und blickte so lange hinein, bis sie überzeugt war, sie sähe nun wirklich gealtert aus.

Die Türe, die dröhnend hinter ihr ins Schloss gefallen, als sie ins Haus trat, war zugeschlagen zwischen ihr und der Jugend.

Ihr war zumute wie einem, der mit Narben, aber in Ehren aus einem tobenden, wüsten Kampfe kommt. Vor ihr lag der Friede.



Marys letzte Puppe

Der Herr Professor hatte die schwere und subtile Arbeit, sich aus einem unwissenden Kinde in drei Jahren ein Weib zu ziehen, in einer Weise vollendet, dass er mit Fug und Recht stolz sein durfte auf die Resultate seiner Arbeit. Es hatte einer leichten Hand bedurft und allerhand Nachdenken war notwendig gewesen, wofür der vielbeliebte Ästhetiker in seinen Büchern keinen Anhalt fand. Das Mädchen durfte nicht merken, dass man an ihr erzog und wofür man sie erzog, erst recht nicht.

Und sie hatte nichts bemerkt und war unbewusst zu einer sehr festen und klaren Lebensanschauung gekommen; sie hatte schon eine hohe Vorstellung vom Beruf des Weibes, als sie noch mit der Puppe spielte. Sie hatte es auch nicht bemerkt, dass der kluge Mentor und Freund des Hauses nach und nach eine sehr enge Mauer um sie gezogen hatte. Innerhalb dieser Mauer gab's Rosenbüsche und Nachtigallen genug und wenn ihr junges Herz sich irgend einmal nach der Weite sehnte, gleich war ihr Lehrmeister zur Hand und wies ins Wesenlose nach oben, behauptend, in dieser Gegend liege die ersehnte Weite. Und dann glaubte sie's

und freute sich wiederum am Flieder und den Rosenbüschen in der Enge.

Der Herr Professor dachte allerdings bei der gerne und freigebig geleisteten Erziehung Marys ein bisschen mehr als billig an sich. Er war eigentlich überhaupt nicht mit der Sache beauftragt, aber es gab sich so, als Marys Vater gestorben war. Der Mutter war's recht. Sie war eine der halbgebildeten schwachen Frauen, denen der altjüngferliche Duft einer gewissen parfümierten und wohlgekämmten Gelehrsamkeit gewaltig imponiert. Jener hielt in dem Winter ein halbes Dutzend Vorträge für Damen über die Wissenschaft vom Schönen — einfach himmlisch! Dem nackten Göttervolk des Altertums wuchsen ordentlich Hosen, wenn er von ihm sprach und wenn er von den Menschen vergangener Zeiten redete, so standen sie plastisch vor seiner Hörerschaft, als unternehme diese mit ihm einen Rundgang durch ein Wachsfigurenkabinett. Kurzum, ein Goldmann, der Professor mit den halblangen teutonischen Locken!

Verlobt hatte man das Kind mit dem weisen Manne freilich nicht. Sie würde sich vielleicht, als sie sechzehn geworden war, zunächst auch widerspruchslos mit ihm haben verloben lassen. Es war ja, das hatte sie oft genug gehört, der Beruf jedes Weibes, einen wackeren Mann glücklich zu machen. Und ein wackerer Mann war der Herr Professor, das musste wahr sein. Er hatte nie im Leben Schulden gehabt und nie das geringste Talent besessen, sich einmal wegen einer schönen Sünderin totzuschiessen, oder sonst irgendwie über die Stränge zu schlagen. Ein Primamensch, auf dessen sämtlichen Lebensakten mit Goldtinte „Summa cum laude" geschrieben stand, die Zierde seiner Stadt, seiner Familie und seiner Fakultät. Er hatte

ein schönes Einkommen — Marys Aussteuer dazugerechnet, ein fürstliches. Und er war auch schön — nein, wirklich ein schöner Mann, weit über Mittelgrösse mit einer breiten, stattlichen Brust, an die wohl das blonde Köpfchen eines jungen Weibes sich betten konnte in Lebensstürmen. Er trank nicht, er spielte nicht, er hatte für jeden Menschen auf der Welt ein wohlwollendes Wort. Ja, gegen Leute, die ihm nicht irgendwie in die Quere kamen, konnte er wahrhaft herzlich sein. Und er hatte eine so wunderbare Art, mit feuchtwarmer Bruststimme von seiner greisen Mutter zu sprechen, dass empfindsamen jungen Mädchen unfehlbar das Herz hinschmolz wie Vanille-Eis in der Sonne.

Und dieser Elitemensch hatte sich eigens für Mary aufgehoben! Nein, das Mädchen hatte ein Glück! Und Mary selbst war ein allerliebstes Menschenkind mit grossen, hellen, offenen Augen, in deren Tiefen eine grössere Summe verhaltener Lebenslust schlummerte, als der Herr Professor ahnen mochte. Denn in diese Tiefen zu blicken, war ihm trotz aller seiner Lebensweisheit doch noch lange nicht gelungen!

Heute war ihr siebzehnter Geburtstag und heute ging sie auf ihren ersten Ball! Strahlend vor Wonne hatte sie sich im Ballstaat vor ihrem Spiegel gedreht, als der unvermeidliche Mentor eintrat, die Damen zum Feste abzuholen. Er sah das Kind vor sich stehen, frisch, rosig, duftig und zart wie eine Knospe, die der nächste laue Lufthauch zur Blüte erschliessen muss, und er bedurfte in diesem Augenblick der ganzen stattlichen Schar seiner Grundsätze, um die beklemmende verliebte Leidenschaft niederzukämpfen, die ihm die Kehle zuschnürte, und ein paar väterliche Phrasen zu säuseln.

Aber das Kind, das Kind — sah's doch! Im flatternden Licht der Kerzen am Trumeau nahm er die Blässe nicht

wahr, die sie befiel, und das Zittern seiner Hand verbarg ihm das Zittern der ihrigen, als er sie begrüsste. Mit einem Schlage hatte sie ihn verstanden und ihre ganze jungfräuliche Seele sträubte sich gegen die brutale Leidenschaft, welche von der Maske väterlichen Wohlwollens nur schlecht bedeckt war, sträubte sich gegen die Gewalt, die der eigensüchtige Mentor ihrem wehrlosen Herzen antun wollte. — Nie, nie!

Und dann kam noch etwas, was ihren Wangen die Röte und ihrem Herzen die Festigkeit wiedergab, als sie dran dachte. Etwas, was sich angesponnen hatte in der Tanzstunde und fortgesetzt auf dem spiegelnden Eise im Schlosspark — frisch und lustig kam's über sie. Und der Professor fing nun auch wieder in seinem gediegensten Bariton an, zu dem Kinde zu reden, von der Bedeutung des Tages, von ernsten Fragen, die bald an sie herantreten würden, und als sein Blick dabei ein allerliebstes Figürchen streifte, das zwischen Palmenfächern und Pfauenfedern kokett auf einer Etagere sass und von Mary als Erinnerung an frohe Kindertage mit pietätvoller Sorgsamkeit aufbewahrt wurde, sagte er, um mit einem Schlage die schwüle Spannung, welche er fühlte, zu brechen:

„Nun hat das Kind seine letzte Puppe weggelegt und ist eine Dame geworden. Wer weiss aber, was es übers Jahr für Spielzeug haben wird!"

Und sie verstand ihn wieder und in ihr Herzchen zog der erste Hass ein! Jetzt war es seine Schuld, wenn sie nicht glimpflich umging mit seinen Gefühlen. Der weise Mann hätte es nicht kunstreicher anfangen können, hätte er absichtlich jeden Rest freundlicher Zuneigung in ihr ertöten wollen. —

Die Mutter kam herein und man ging dann zusammen hinab zum Wagen. — — —

Der halbe Ball war vorüber. Im Souperzimmer schwirrte, rauschte und flüsterte jenes unbeschreibliche Stimmengewirr, das bei keiner Gelegenheit der Welt erzeugt wird als eben in Souperzimmern während eines Balles. Der vergangene Tanz und das gegenwärtige Mahl, das Gespräch und der Champagner hatten wohl alle Wangen ein bisschen mehr gerötet und jene Stimmung hervorgebracht, unter deren Zeichen der Gott der Minne am liebsten auf die Pirsche zieht, wo jedes Weib ein klein, klein bisschen Bacchantin ist und jeder Mann ein wenig Thyrsosträger.

Der Professor sass Mary gegenüber. Ihm war gar nicht bacchisch zumute, sondern schlechtweg erbärmlich. Und doch hatte er mehr aus den rothalsigen Flaschen getrunken, als sich mit seinen Prinzipien und seiner Seelenruhe vertrug. Daran war auch Freund Edelberg schuld, der Maler, der mit seinem rotumwaldeten Faungesicht dem Professor schräg gegenübersass und die Obsorge für die leeren Gläser übernommen hatte. Der Mann schenkte unablässig ein und zwinkerte mit seinen kleinen drolligen Augen unsagbar boshaft abwechselnd zum Professor und dann wieder zu dem schmucken blutjungen Dragoner hinüber, der Mary zu Tische geführt hatte — eine Tanzstundenbekanntschaft. Das Paar war bereits ein Herz und eine Seele. Gerade sehr tiefsinnig war ihre Unterhaltung nicht, aber sie plauderten so behaglich zusammen wie zwei Leutchen, die einander recht gerne sprechen hören. Kaum ab und zu bekam der Professor, den die Tatsache dieser Vertraulichkeit wie ein Blitz aus heiterem Himmel traf, ein Wort aus Marys Munde, und dann war's gewiss in ironisch ehrerbietigem Tone gehalten. Er glühte vor Wut. Die Klapse, die Edelberg mit des Kindes Fächer für jede seiner zahlreichen

gutmütigen Ungezogenheiten erhielt, wären ihm sehr viel lieber gewesen als diese demonstrative Ehrfurcht.

Das Souper ging zu Ende, man stimmte draussen im Tanzsaal die Geigen und im Souperzimmer machte sich eine gewisse Aufregung bemerkbar. Handschuhe wurden angezogen, Tanzkarten wurden hervorgesucht, Stühle wurden gerückt, ängstliche Tänzer irrten mit langen Hälsen durch den Raum, ihre Damen für den „Souperwalzer" zu suchen — und da wiegten sich auch schon die ersten Paare im Dreivierteltakt. Mary natürlich mit dem Dragoner. Die Mutter war den beiden nachgerauscht in ihrem starren taubengrauen Seidenkleide. Nun sassen nur mehr zwei am Tische, der Ästhetiker und der Maler. Zwischen ihnen stand der blankversilberte Kübel mit der Sektflasche.

„Ein hübscher Kerl, der Leutnant!" fing Edelberg boshaft an, nach dem jungen Paar zeigend, das man durch eine Türöffnung tanzen sah. Der andere schwieg und zerknitterte ein paar auf dem Tisch liegende Blumen.

„Ich begreife, dass dem Mädel der Dragoner mehr in die Augen sticht als wir zwei alte Schweden — nicht wahr, Sie begreifen's auch, Mann der Weisheit?"

„Wer spricht von Ihnen?"

„Ich, wenn Sie erlauben! Und Sie wissen es auch, dass ich gerade so vernarrt wie Sie in die süsse Kröte bin. Aber ich bin klug und weise und verstehe, dass mein altes Satyrgesicht nicht dazu gemacht ist, so ein liebes leeres Kopferl zu verdrehen. Andere Leute sollten auch so verständig sein."

Der Maler sah, wie sein Gegenüber langsam den Kopf hob und in den nahen Spiegel starrte. So stichelte er dann weiter:

„Ja, Ihr Genre ist nicht übel, das weiss ich wohl.

Aber es ist nichts für solche Grasteufel — es braucht schon eines gesetzteren Geschmackes! Alle Blaustrümpfe meiner Bekanntschaft sind in Sie vernarrt. Das reizt Sie nicht, was? Dann rate ich Ihnen zur Tröstung unglücklicher junger Frauen? Oder sanfter Witwen mit liebebedürftigen Herzen? Aber man muss nicht immer gleich das Allerbeste haben wollen, Erdbeeren im Oktober — Ihr Geschmack ist nicht ganz gesund, Verehrtester."

„Ich bin nicht über das Alter hinaus, in dem ein Mann ein Weib glücklich machen kann."

„Per bacco! Wer wagte das zu sagen! Wissen Sie was, versuchen Sie's mit der Mutter! Sie sieht wirklich recht respektabel aus heute abend und steht unserem Jahrgang näher."

„Lassen Sie doch die unnützen Spässe, Sie kennen mein Alter!"

„Vierzig, ich weiss! Aber ihr Gelehrten lebt ja zu schnell, Ihr kommt ja schon alt auf die Welt! Als Sie Ihre Matura erhielten, hatten Sie die Jugend schon hinter sich, in vier Jahren Universität alterten Sie um ein Dezennium, ein weiteres Jahrzehnt kostete Ihr „Doktor" und der „Professor" kam auch nicht billiger — Sie müssen jetzt in Wahrheit nahe an den Siebzig sein?"

„Ich bitte Sie, verschonen Sie mich! Sie wissen, dass ich einigen Grund habe, ausser mir zu sein —"

„Ich auch, carino, ich sagte es Ihnen schon! Und es behagt mir mehr, als christlich ist, dass ich im Aussermirsein einen so respektablen Kollegen gefunden habe und noch dazu einen, der sein bisschen Selbst nicht so souverän im Zaume hält wie ich!"

Spöttisch fiel der Blick des Gelehrten auf die kümmerliche Gestalt des Malers.

„Ach so, Sie meinen, ein Kerl mit so schiefem Rückgrat wie ich täte auch besser daran, seine Gefühle schweigen zu lassen? Ja, ein schöner Mann bin ich nicht wie Sie! Und ich werd's auch nicht so weit bringen wie Sie! Sattessen könnte sich mein Weib — und warm würde ich sie halten. Mehr könnte ich ihr nicht versprechen und ich habe ihr auch das nie versprochen, der Königin unserer beiderseitigen Träume. Und sehen Sie, das habe ich armer Teufel in der Affäre vor Ihnen voraus — wie's kommen mag, ich werde nicht lächerlich dabei."

„Nun ja! Ich habe aus meinen Gefühlen kein Hehl gemacht und habe darum so was wie ein Recht auf das Mädchen, das ich mir erzogen seit Jahren. Wenn sie ihre letzte Puppe weggelegt hatte, sozusagen, sollte sie mein sein —"

„Die letzte Puppe! Glauben Sie wirklich, dass die schöne Mary die definitiv abgeschafft hat? — Und ein Recht! Die Welt kennt nur eins: das des Stärkeren. Und der Stärkere ist allemal, wer die Jugend hat an Leib und Seele."

„Um solch einen Knaben!"

„Ja, ich glaube auch, dass der Mann nie ein brauchbares Buch schreiben wird — aber tanzen kann er."

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Walzer war zu Ende. Die Paare strömten wieder in den Speisesaal herein und das Geplätscher übermütigen Lachens und fröhlichen Gesprächs ertönte von neuem. Auch Mary kam mit ihrem Offizier an den Tisch zurück, glühend von der Bewegung des Tanzes, strahlend vor Lust. Sorgsam hängte ihr die Mutter den Hermelinkragen um den Nacken.

„Das war ein Walzer, Herr Professor! Sie hätten uns zusehen müssen! Durchgetanzt bis zum letzten Geigenstrich,

ohne Pause. Nein, wie der Herr Leutnant Sechsschritt tanzt! Sie müssen sich's von ihm lehren lassen!"

Der Herr Professor war nun nicht gerade ein flotter Tänzer und hatte es über einen behäbigen Dreischritt nie hinausgebracht, und nun wurde er noch ärgerlicher, als er vorher gewesen. In allen Dingen der Welt war er dem Burschen in Blau und Rot dort überlegen, nur nicht im Sechsschritt und im Jungsein. Und heute kamen gerade ausschliesslich diese beiden Faktoren in Frage!

Die jungen Leutchen setzten sich an den Tisch, dem Professor und dem Maler gegenüber. Der letztere fing sogleich mit erkennbarer Absichtlichkeit an, Marys Mutter in ein Gespräch zu verwickeln, was sich ohne grossen Aufwand von Geist bewerkstelligen liess. Mary und der Dragoner hatten also nur mehr einen Beobachter — den Professor. Und der sah und hörte um so schärfer. Er sah, mit welch herzlichem Lachen Mary des Leutnants harmlose Scherze aufnahm, wie er ihr erst eine halbwelke Kamelie, die sie am Busen getragen, und dann die blauseidene Schnur ihrer Tanzkarte abbettelte, er sah, dass sie aus einem Glase tranken und dass der Leutnant dabei immer nach der Stelle suchte, die Marys rote Lippen berührt hatten. Er sah, wie sich die beiden nichts von allen den kindlichen Dingen schuldig blieben, die immer und überall auf der Welt als die Freimaurerzeichen junger Liebe gelten, von den Dingen, die so albern und so nichtig scheinen und wohl auch sind, die aber doch zuweilen einen ganzen Himmel bedeuten für die, die's angeht.

Und die Mutter, die dumme Mutter plauderte mit Edelberg von ihren Dienstmädchensorgen!

Nun tranken der Dragoner und Mary wieder, aber

aus zweierlei Gläsern. Zuerst stiessen sie an, dann sahen sie sich lange in die Augen und sagten sich mit diesen heissen, glänzenden Augen unsäglich vergnügte Sachen. Dann leerten sie beide ihre Gläser zur Neige. Und dann sahen sie sich wieder an und beider Lippen bewegten sich und es war auf dem kirschroten Mund Marys und unter dem Schnurrbärtchen des Leutnants dieselbe Bewegung.

„Du und du!“ stöhnte der Professor, der alles verfolgt hatte, ganz vernehmlich — und Mary hörte ihn. Sie wurde dunkelrot und rückte mit ihrem Stuhl aus der allzu grossen Nähe des Freundes. —

Draussen stimmten sie wieder ihre Instrumente.

„Jetzt kommt unsere Mazurka, Herr Professor.“

Er stand auf und reichte ihr förmlich den Arm.

„Aber nicht durchtanzen, Herr Doktor!“ rief Edelberg den Davonschreitenden nach, „denken Sie an Ihr Fettherz!“

Mama rauscht wiederum mit hinaus und der Maler blieb mit dem Offizier allein und freute sich, an des jungen Mannes seliger, weltentrückter Miene, wenn er auch im Innern nicht allen eifersüchtigen Schmerz ganz ersticken konnte.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Mazurka war zu Ende und Mary kam zurück, mit schmerzverzogenem Gesicht und ein wenig hinkend.

„Der Herr Professor hat so arg auf meinen Fuss getreten!“ jammerte sie, ihre Schmerzen wohl noch etwas übertreibend, und nahm Platz. Das Klirren eines Dragonersporns bewies dem aufmerksamen Beobachter alsbald, dass jemand eifrig daran war, der jungen Dame misshandeltes Füsschen zu trösten.

„Ja so ein deutscher Männerstiefel — wo der hintritt, gibt's blaue Flecke!“ höhnte der Maler und deutete mit der

Spitze seines Lackschuhs nach dem Übeltäter. Gediegenheit war dem auch eher zuzusprechen als Grazie; das gehörte zu der ganzen Persönlichkeit des Ästhetikers.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Ball war zu Ende. Mary ging an des Leutnants Arm der Garderobe zu. Edelberg folgte mit der Mutter und ganz zuletzt kam der Professor mit einem Fächer, einem Umhang und einer grossen Düte mit Sträusschen, den Zeugen von Marys ersten Triumphen.

Als sie die Treppe hinabgingen, schritten der Professor und Maler Edelberg als letztes Paar die Treppe hinab; vor ihnen die beiden Jungen, die zusammen flüsterten und tuschelten und sich so viel, so viel zu sagen hatten, als hätten sie nicht eben eine ganze lange Ballnacht miteinander verplaudert.

„Morgen, vier Uhr auf dem Eise!"

Der Maler hielt seinen Partner einen Moment an und deutete auf das Paar hinab, das nun schneller die Treppe hinuntersprang!

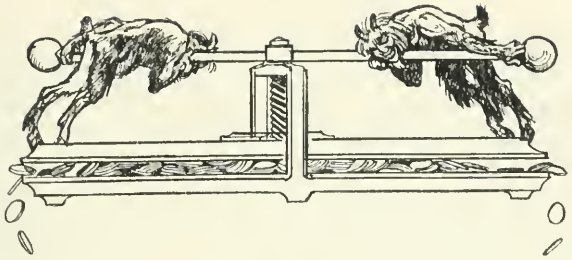
„Marys letzte Puppe!"

„Puppe — ja!" war die griesgrämige Antwort.

„Wollen Sie warten, bis das Kind die weggelegt hat?"

„Roter Satan!" knirschte der Doktor der Lebensweisheit — — —

Da hätte er lange warten können!



Die Neujahrsgelder

Heinrich Bendelmanns sel. Witwe, Wollsachen und Trikotagen, hatte die Schmutzerei auf die Höhe einer Wissenschaft erhoben. Heinrich Bendelmanns sel. Witwe war eigentlich dieser seligen Witwe seliger Witwer aus deren zweiter Ehe und vordem Prokurist, Disponent, Buchhalter und Kuli für alles des Herrn Heinrich Bendelmann selber gewesen.

Aus kleinen Anfängen war das Geschäft zur Blüte gediehen, nicht eigentlich durch die Intelligenz der Besitzer, sondern einfach, weil es an der verkehrsreichsten Ecke des Marktes lag und der Bedarf an Wollsachen und Trikotagen mit dem Umfang der Stadt von selber wuchs. War schon Heinrich Bendelmann selig eine Krämerseele von borniertester Kleinlichkeit gewesen: Herr Eusebius Knappich, sein Nachfolger in Ehe und Geschäft, war noch ärger, ein wahres Musterexemplar jener kurzsichtigen Geschäftsmenschen, die durchs Knausern, nicht durchs Verdienen in die Höhe kommen wollen. Aber er kam trotzdem in die Höhe; die Firma war alt und ihre Waren von jener ehrbaren Geschmacklosigkeit, welche die gute deutsche Hausfrau so gern für den

sichersten Beweis von trefflicher Qualität ansieht. Die Konkurrenz wagte sich nicht in die Nähe und so gedieh die Firma ins Ungemessene. Eines Tages konnte Heinrich Bendelmanns sel. Witwe, nunmehrige Knappich, nicht mehr in den engen Verschlag der Kassa hinein, so rundlich war sie gediehen — es wurde ein Kassierer, dann ein Buchhalter angestellt, ein Schwarm von zwei Kommis und einem Lehrling durchflog den Laden — der Grossbetrieb war fertig.

Als man die hundertfünfzig Kilo der Frau Knappich in kühle Erde gebettet hatte, begann ihr seliger Witwer eigentlich erst, sich zu fühlen. Er schaffte sich einen langen Gehrock und einen imposanten schwarzen Hornkneifer an, sprach hochdeutsch und posierte als Handelsherr. Mit Vorliebe erzog er an seinen Untergebenen herum, und es verging selten ein Tag, an dem er sein Personal nicht durch irgendeine kleine Ansprache erfreute. Das bescheidene Gehalt, das er den Leuten bezahlte, würgte er zum Ersten des Monats stets unter schweren Wehen aus seiner Kasse heraus, und er entschädigte sein wundes Gemüt bei der Auszahlung stets durch spitzige Redensarten über das schreiende Missverhältnis von Leistung und Salair.

Am meisten war er empört über den Unfug, an die Angestellten Neujahrsgratifikationen bezahlen zu sollen. In den ersten Jahren des Grossbetriebs tat er einfach, als dächte er nicht daran. Schliesslich begannen sie, ihn im Dezember sanft aufmerksam zu machen — er hörte nicht. Im nächsten Jahre wurden sie deutlich. Er runzelte die Stirn und versprach, sich die Sache zu überlegen. Um Neujahr aber rief ihn plötzlich eine dringende Geschäftsreise in die Nachbarstadt, wo er bei seinem mutmasslichen Erbneffen Kost und

Wohnung erhielt à conto der Erbschaft. Am 3. Januar kam er zurück; man erinnerte ihn wieder; er bedauerte, die Sache für dieses Mal im Drange der Geschäfte versäumt zu haben — aber zum nächsten Jahre gewiss!

Und von nun ab entwickelte er im Umgehen der gefürchteten Ausgabe alljährlich ein Genie, das ihn, auf sein Geschäft richtig angewendet, zum Millionär gemacht hätte; er wurde zum Schauspieler ersten Ranges und bereitete in seinen täglichen Ansprachen den Schlag schon Monate vor. Im Oktober begann er mit den Leistungen des Personals täglich unzufriedener zu werden. Er spielte den Mann, der durch die Unzuverlässigkeit seiner Leute in seiner Existenz bedroht wird. Scharfer Tadel wechselte mit mildem, schmerzlichem Zureden, verzweifelte Resignation mit drohender Warnerstimme und der Hoffnung auf Besserung. Als schliesslich Neujahr herannahte und der Wollsachengewaltige ein Wort fallen liess von „diesmaliger Sistierung der Neujahrsgeschenke", wagte niemand die bescheidenste Erwiderung. Schmunzelnd zählte sich am Sylvesterabend Herr Knappich die schlau ersparten Goldstücke auf den Tisch — und genehmigte sich seinen lang gewünschten Biberpelz dafür. Denn ein Pelzmantel verleiht unbedingt dem Träger Würde und Autorität!

Er hatte jetzt bemerkt, was sich seine Leute um des lieben Brotes willen gefallen liessen, und gedachte, die Neujahrsgeschenke auch fürderhin zu sparen — im nächsten Jahre auf die gleiche, nur wenig veränderte, oder besser gesteigerte Weise! Die Miene des wutschnaubenden Löwen steckte er schon zu Ostern auf. Seine Leute arbeiteten wie Galeoten, und wie Galeoten bekamen sie die Peitsche, wenn er gleich mit innerlichem Schmunzeln wahrnahm, dass ihm

seine zwei Kommis vier ersetzten. Neben der Angst vor den Neujahrsgeldern hatte er jetzt auch noch die, seine Leutchen möchten eine Aufbesserung verlangen. Um so rabiater führte sich H. Bendelmanns sel. Witwe auf. Um ein zerrissenes Stückchen Einwickelpapier konnte er eine Stunde reden, um einen verlegten Kinderstrumpf zweie — auch wenn sich das Objekt nach zehn Minuten wiederfand. Er wusste es so einzurichten, dass jeder einzelne seiner Sklaven die Überzeugung hatte, auf ihn sei's ganz besonders abgesehen. Mit gutem Grund: denn mit jedem einzelnen hatte er im Laufe des Sommers und Herbstes Streit gesucht, bis der Wurm denn doch anfing, sich zu krümmen. Dann holte ihn Knappich aber flugs in sein Privatkontor, wo der Gedemütigte etwa folgendes zu hören bekam: „Der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er bricht. Auch meine Lammsgeduld reisst endlich. Zu Neujahr können Sie gehen, wenn sich nicht alles totaliter verändert! Adieu!" Wie ein begossener Pudel ging dann der Arme hinaus und arbeitete fürder wie zwei Galeerensklaven.

Am Sylvesterabend, nach Ladenschluss, versammelte Knappich seine Schar, welche zitternd der Dinge harrte, die kommen sollten. Der Chef hielt eine Ansprache voll väterlicher Milde, konstatierte eine leichte Besserung seiner Sklaven und liess sich erweichen, sie auch fürderhin in der Firma Heinrich Bendelmanns sel. Witwe zu beschäftigen. Von einem Neujahrsgeld war nicht die Rede; die armen Teufel hatten heuer auch nicht entfernt daran gedacht.

Herr Knappich aber war nicht schmutzig, wie andere Leute schmutzig sind, er war es mit Meisterschaft und mit Genuss. Für das gesparte Geld kaufte er sich eine goldene

Repetieruhr. Eine solche verleiht dem Geschäftsmann unbedingt das Ansehen solider Wohlhabenheit und ist fast soviel wert wie ein Orden.

Mit dem Poltern und Drohen ging es aber im folgenden Jahre doch nicht mehr. „Versuchen wir es mit dem Gegenteil!“ dachte Herr Knappich und war von nun ab gegen sein „gebessertes“ Personal zuckersüss, schmalzgut, butterweich! Für das, was er früher knurrend befohlen, dankte er jetzt mit zudringlicher Freundlichkeit. „Schonen Sie sich! Arbeiten Sie nicht so angestrengt!“ sagte er jeden Tag zu den Leuten, die er allabendlich dennoch um eine Stunde länger im Geschäfte hielt als die Konkurrenz!

„Sie sollten an die Riviera!“ sagte er im Frühjahr, als der Kommis Meier ein wenig hustete. Er sprach von Einladungen, Sommerfesten, die sie zusammen veranstalten wollten, machte aber natürlich niemals Miene, diese üppigen Pläne zu verwirklichen. „Tun Sie was für Ihre Bildung,“ sagte er zu dem Lehrling, der monatlich zehn Mark Salair bekam und dessen Vater ein kranker Schneidergeselle war, „gehen Sie in die Oper, bewegen Sie sich in Gesellschaft! Ich lasse Sie gerne mal eine halbe Stunde früher aus dem Geschäft!“

So hatte er für jeden ein freundliches, väterliches Wort. „Er stinkt vor Wohlwollen!“ sagte der Kommis Müller, „was er wohl ausbrütet?“ — „Jedenfalls ist es so besser als anders,“ meinte der Kommis Meier, „und über die Neujahrsgelder kann er heuer doch nicht weg!“

„Abwarten und Tee trinken!“ brummte der Kassier, „ich kenne den Alten besser.“

Recht hatte der Kassier! Am Sylvesterabend sammelte

Knappich seine Getreuen im Kontor und dankte ihnen für ihre aufopfernden Leistungen im verflossenen Jahre. Es war eine herrliche Rede, Rührung erstickte seine Stimme, und seine Augen waren feucht, mächtiges Schnauben unterbrach ihn mehr als einmal und er produzierte, ungebildet und geschwätzig, wie er war, geradezu grossartigen Unsinn. Endlich kam er zum Schlusse:

„Meine Herrn, diese Aufopferung, Pflichttreue, und dieses Standesbewusstsein ist in den Annalen ohnegleichen. Ditto meine Dankbarkeit. Ich weiss, dass ich Sie durch jede materielle Belohnung für solche Leistungen bloss beleidigen würde. So was tut ein feinfühliger Mensch nicht. Bloss meine Freundschaft kann ich Ihnen offerieren und Sie bitten: Betrachten Sie mich künftig nicht als Chef — nein, als Bruder!“ Er schluchzte laut — „und noch einmal, meine Herren, Dank! Dank! Dank!“

Von Rührung übermannt, schüttelte er jedem die Hand, dass sie knackte, den Lehrling küsste er auf die Stirn und legte ihm segnend die Hand auf den für diese Gelegenheit festlich geölten Scheitel. Dann ging er mit grossen Schritten ab, mit seinem gelben Schnupftuch die Augen reibend!

„Schwein!“ zischte ihm der Kommis Meier nach, als Knappich ausser Hörweite war. Dieser aber kaufte sich einen hübschen Brillantring, den er am Zeigefinger trug. Das gibt einem so was Lebemännisches — und Brillanten behalten ihren Wert!

Für Herrn Knappich war das Einsparen der Neujahrsgelder ein Sport geworden, der ihm an sich schon Freude machte wie einem englischen Rossmenschen ein gewonnenes Derby. Es war vielleicht die einzige Gelegenheit seines

Lebens, bei der er eine Art von Intelligenz entwickelte. Der Plan fürs nächste Jahr war schon zu Weihnachten reif. Bendelmanns sel. Witwe posierte jetzt mit geschäftlichen Sorgen. Aus Dank und Rührung wurde mürrische Verdrossenheit. Ewige Wolken hingen an seiner stupiden, von lächerlichen kleinen Falten durchzogenen Stirne. Worte wie „Unterbilanz, Konjunkturen, Krisis, Konkurrenz, Weltmarkt" kehrten immer häufiger in seinen täglichen Standreden wieder. Als der Lehrling einmal, eine bleichsüchtige Semmel kauend, auf einer Kiste sass, sah ihm Knappich tief in die erstaunten Augen, legte seine Pfote auf die Schulter des Jungen und flüsterte: „Glückliches Kind! Es geniesst die Gegenwart und kennt die Sorgen noch nicht!" Das war so im Oktober, und die Leute im Geschäft wussten, woran sie waren. Seine Sylvesterrede schloss denn Knappich auch mit den Worten: „Niemand kennt die Zukunft; ich hoffe, uns durchzureissen — aber wer weiss! Hoffentlich kann ich Sie alle behalten — das wird das Höchste sein, was ich leisten kann. Mehr nicht! Leider nicht! So sehr mir das Herz blutet, nicht! — Die Konkurrenz ist übermächtig! Guten Abend, meine Herrn!" —

Dieses Mal hörte Herr Knappich ganz deutlich das Wort „Schmierfink", als die Herren hinausgingen. Und der Groll hierüber gab ihm denn auch gleich den Plan fürs kommende Jahr ein. Er kombinierte jetzt die geschäftliche Verzweiflung mit persönlicher Unliebenswürdigkeit und beides wurde ihm doppelt leicht, nicht weil etwa das Geschäft wirklich schlechter ging, aber weil doch das Gespenst einer ernsthaften Konkurrenz drohend heraufstieg. Da war ein gewisser Herr Sally Rosenstern, der ganz in der Nähe einen grossen Laden gemietet hatte und ausser Woll- und

Trikotagesachen auch noch Kurz- und Schnittwaren führte in idealem Zusammenhang mit Wäschekonfektion und Galanteriegegenständen. Rosenstern zog die Kunden durch Billigkeit an. Was bei Knappich 3 Mark kostete, das kostete bei der Konkurrenz nach den grossen Preiszetteln in der Auslage 2 Mark. Bloss stund daneben in ganz kleiner Schrift noch „98 Pfennige". Den Dienstmädchen schenkte der Herr Sally Taschenspiegel und den Kindern Reklamebildchen — es war der unlautere Wettbewerb, wie er im Buche steht!

Aber Bendelmanns sel. Witwe hatte auch ihre Chancen und nicht die schlechteste davon war die Tüchtigkeit des wohleingeschulten Personals. Wenn man Rosensterns impertinente, schmierige, zusammengelesene Ladenschwengel mit den ruhigen, manierlichen, jungen Kaufleuten Knappichs verglich — es war wie Nacht und Tag! Das wusste Knappich recht wohl, er war aber beschränkt und schäbig genug, seine Leute nun erst recht zu drücken und zu quälen.

Die üble Laune, die er dabei zeigte, war ja echt — er brauchte nur hinüberzusehen zu dem Konkurrenzladen, in dessen Türe ein fetter kleiner Herr mit einer blitzenden Goldkette über dem Bauch stand, dann war er sofort imstande, eine einstündige Strafpredigt loszulassen, verbunden mit einem ebenso langen Klagelied über den unabwendbaren Ruin der alten Firma. Im Frühjahr sprach er nur von gesteigerter Tätigkeit, im Juli schon von Einschränkungen, im September von möglichen Entlassungen und am 1. Oktober trommelte er sein ganzes Personal zusammen und kündigte ihnen en bloc für Neujahr. „Allein kann ich mir dann vielleicht eher durchhelfen!" sagte er. Er dachte,

dieses Mal auch noch eine kleine Gehaltsreduktion herauszuschlagen; die Leute würden ja schliesslich doch froh sein, wenn er sie nur bei sich behielt, wie sie damals froh gewesen waren!

Der Winter kam, milde und warm, wie noch nie, und die Leute kauften alles andere lieber als Wollsachen. Knappich war ewig düster und spielte den gebrochenen Mann. Merkwürdigerweise aber gelang es ihm nicht mehr, seine Untergebenen in üble Laune zu versetzen. Sie kicherten und lachten, wenn sie unter sich waren, und oft kam es ihm vor, als wären ihre Antworten spöttisch und ihre Fragen voll Ironie. Dann sagte er sich aber doch wieder, dass die Leute in Angst und Bangen schweben müssten und dass ihr Grinsen vielleicht nur das Grinsen der Verzweiflung sei. Und hin und wieder machte er eine Andeutung, er werde sich am Ende doch wieder erweichen lassen.

Als der Sylvesterabend angebrochen war, rief der Chef das Personal in sein Kontor. Er lehnte, das sorgenschwere Haupt auf den Arm gestützt, an seinem Stehpult, melancholisch wie ein Leichenstein und kalt wie Eis.

So begann er mit matter Stimme eine ausführliche Klage über den schlechten Geschäftsgang. „Das Gespenst der Krida nagt an Bendelmanns sel. Witwe," sagte er. —

Plötzlich wurde er unterbrochen: der Kommis Meier fing an zu reden, ohne dass er ums Wort gebeten hatte, er drückte das Beileid des Personals mit wunderschönen Redensarten aus und einen Moment glaubte Knappich an die Ernsthaftigkeit dieser Suada.

Aber es kam immer kräftiger. Meier sprach bereits vom bitteren Hungertuch, von Jammer und Not, von Obdachlosigkeit und trostlosem Alter, und je schwärzer seine

Farben wurden, desto fröhlicher grinsten die andern. Es war aber unverkennbar das Grinsen boshafter Schadenfreude. Schliesslich nahm Meier seinen Hut und mit den Worten „wir wollen wenigstens unser Scherflein zur Linderung der ersten Not beitragen!“ sammelte er bei den Kollegen ein; Kupfergeld, Nickel, sogar ein Fünfzigpfennigstück flog in den Hut, auch der Lehrling spendete einen Fünfer. Meier aber leerte den Hut auf Knappichs Schreibtisch aus und sagte noch: „Mehr haben wir selber nicht, Sie wissen, wie man in diesem Haus bezahlt wird!“

Der Chef wurde abwechselnd puterrot und wieder bleich. Er war wohl ein unverschämter Schwätzer, aber er war doch zu dumm, um schlagfertig zu sein. Und indes er in seiner Wut nach Atem rang, ergriff Meier aufs neue das Wort:

„Und nun Herr Prinzipal, unser herzliches Lebewohl und unsere besten Wünsche für die Zukunft —“

— — —?

„Da wir ja gekündigt sind und heute aus Ihrem Dienst scheiden!“

— — — —?

„Seien Sie ohne Sorge um uns! Wir sind in der gleichen Branche untergekommen!“

— — — — —?

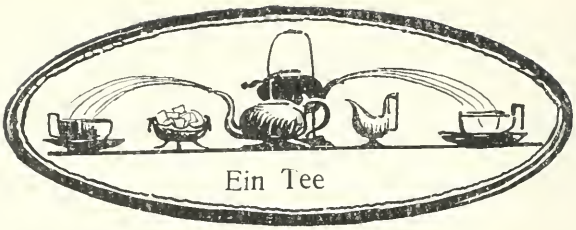
„Bei Herrn Sally Rosenstern gegenüber!“

Ein Wutschrei! Knappich ergriff ein eisernes Lineal, als wollte er Meier damit erdolchen, und schnappte immer noch nach einem artikulierten Ausdruck seiner Meinung. Aber weg waren sie! Und auf dem Gange pfiff der Lehrling den Radetzky-Marsch — —

Stöhnend sass der Chef der Firma noch eine Viertel-

stunde vor seinem Schreibtisch, mechanisch die Münzen der Meierschen Kollekte zusammenstreichend — 78 Pfennige und ein Messingknopf. Den warf er in die Ecke.

Und wie geistesabwesend steckte er schliesslich die Geldstücke in die rechte Westentasche, wo er das Kleingeld für die Pferdebahn zu verwahren pflegte!



Ein Tee

Sie waren wieder einmal um den Teetisch versammelt, sieben elegante Frauen, alle schön von irgendeinem Standpunkt aus und alle jung — manche aber auch nur von irgendeinem Standpunkt aus. Die Eleganz, die Schönheit und das gemeinsame Interesse am Nebenmenschen hielt die Sieben in enger Freundschaft zusammen und nur wenn einmal eine abwesend war, fielen die Anwesenden über sie her. Darum wagte nur selten eine wegzubleiben. Sie wussten, warum!

Das Kränzchen war heute bei Frau Dora Stein, der Gattin eines immens reichen Grundstückspekulanten, die mit aller Anmut ihrer vollerblühten Weiblichkeit die Honneurs machte. Sie war mittelgross, stattlich von Formen, ganz die Erscheinung, die in schlechten Romanen eine junonische genannt zu werden pflegt: dichtes Haar, dunkelrotbraun gefärbt, dichte Brauen, von Natur schwarz, ein nicht kleiner, tiefroter Mund und Augen, die über die Blutwärme dieses wohlgepflegten Körpers keinen Kundigen im Unklaren liessen. Ihr Mann war nach Erscheinung, Benehmen und Charakter so ordinär als möglich, und der

üppigen Frau Dora nahm ihre Beziehungen zu einem hübschen Opernsänger aus diesem Grunde niemand übel.

Neben der Hausfrau sass Meta Stromfeld, eine feingliederige, fast überschlanke Brünette, welche stets die geschmackvollsten Kleider in der Stadt trug, mit einem Chic und Charme ohnegleichen. Wer jene bezahlte, das war jedermann ein Rätsel, auch ihrem Mann, der aber zu viel Lebensart hatte, um danach zu fragen. Ihre grossen stahlblauen Augen blickten unter ungewöhnlich langen Wimpern hervor. Sie pflegte nur ganz langsam, die Hüften wiegend, mit müden und weichen Bewegungen zu gehen. Hin und wieder wurde sie mit einem exotischen Herrn von grotesker Hässlichkeit gesehen, der nach ein paar Tagen wieder verschwand. Ihr Gatte galt als Künstler, aber noch niemand hatte eine Arbeit von ihm gesehen. In Gesellschaft traf man die beiden nur ausnahmsweise zusammen.

Nummer drei: Frau Pauline Wenk; gross, fast kolossal, ein wenig bleich, blauschwarzes Haar — auch auf der Oberlippe! — und immer noch schön genug, einem den Kopf zu verdrehen. Sie war verheiratet an einen etwas jüngeren Mann, der im Winter an der Riviera, im Sommer in fashionablen Seebädern lebte. Ihre Mittel erlaubten ihm das und übrigens konnte es nicht mehr sehr lange mit dem hektischen armen Teufel dauern. Frau Paula hatte zurzeit als Ersatzmann einen süsslichen, geschniegelten Wicht, der sich mit Geschenken überhäufen liess und die wahnwitzig verliebte Frau gelegentlich prügelte. Sie vergötterte den Bengel und liess ihn nicht einmal laufen, als er ihre Unterschrift auf einem Wechselformular kunstvoll kopiert hatte. Sie liebte starke Liköre und starke ägyptische Zigaretten, starke Männer und starke Wendungen in der Unterhaltung.

An ihrer Seite lag fast horizontal in einem Schaukelstuhl Gräfin Ida Szelewski, das einzige Mädchen der Gesellschaft, ein Mädchen, das in allen menschlichen Dingen überraschend Bescheid wusste. Sie pflegte mit den Männern über das Unmögliche mit ruhiger, klarer Stimme zu sprechen und ihnen dabei mit ihren ungewöhnlich grossen, sehr lichtgrauen Augen ins Gesicht zu sehen, neugierig, ob sie nicht rot würden. Sie selber wurde es nie. Ihre Romane lebte sie mit einer Unbefangenheit ohnegleichen, wechselte oft und zeigte dabei einen wahren Sammeleifer für Männer von interessantem Hautgoût. Von den stadtbekannten Salonlöwen in Zivil und Uniform hatte sich nie einer ihrer Gunst rühmen dürfen, von der ganzen Armee überhaupt nur der einzige Exleutnant Bolkow, der in Westafrika wegen einer im Tropenkoller begangenen Bluttat seine Epauletten verloren hatte. Die Gräfin, jung, aschblond mit reichem Haar, war sehr gut gewachsen. Sie rühmte sich gern, Lenbach habe erklärt, ihre Hüftenpartie sei die schönste, die er je gesehen.

Nummer fünf und sechs, Frau Kitty von Selling und Frau Werra Nagy gehörten zusammen. Erstere hatte einen etwas ruinösen Fünfziger zum Gatten, der sich um seine Frau nicht kümmerte und seinen Bedarf an Zärtlichkeiten ausserhalb des Hauses deckte, die letztere war von ihrem Manne geschieden. Sie waren unzertrennliche Freundinnen und konnten beide für hübsch gelten. Liebenswürdig waren sie gegen niemanden von der Mitwelt; um so mehr eine gegen die andere. Sie steckten und flüsterten den ganzen Tag zusammen, kleideten sich mit Vorliebe gleich, dufteten beide nach dem gleichen intensiven Parfüm, wurden beide zusammen eingeladen und mit Vorliebe nebeneinandergesetzt. Sie hatten auch die gleichen Augen, ein wenig unstete

Augen von schwer zu bestimmender Farbe. Ganz ungleich aber waren sie von Gestalt: Kitty gross und voll — fast zu voll! — mit wunderbar kleinen Puppenhänden und Füssen, Wera klein, schmal, aber geschmeidig und bei aller Zartheit rund von Gliedern. Jetzt, am Teetisch, sass Frau Wera mit einem illustrierten Bändchen von Pierre Louys behaglich in ihrem tiefen Stuhl, Frau Kitty stand hinter ihr, soweit über sie gebeugt, dass ihre Lippen leise an die krausen Löckchen im Nacken der Freundin rührten, und blickte mit in das Buch. Sie zischelten, deuteten und kicherten.

Als Siebente sass zur Linken der Hausfrau Irene Marty, die Dichterin der „heissen Nächte", einer Liedersammlung, welcher der Staatsanwalt zu rascher Berühmtheit verholfen hatte. Die Auflage war amtlich vernichtet worden und nur ein Dutzend Bändchen zirkulierte noch unter der Hand. Die Dichterin hatte wirres Haar von einem glanzlosen Blond und dunkelumrandete Augen, die ein wenig stechend blickten. Ihr Mann gab sich als Russe aus, war aber eine nicht ganz einwandfreie Persönlichkeit irgend woher aus dem Balkan und nie im Lande, sondern stets in exotischen Unternehmungen beschäftigt. Frau Irene lebte ein Doppelleben, so zwischen Bohême und Hautefinance hin und her. Ihre Liebhaber, von welchen man nie Näheres erfuhr, gehörten wohl stets der ersteren an; jedenfalls traute man ihr jede Zahl und Gattung zu. Sie liebte seltsame, stets aber geschmackvolle Toiletten und leistete sich Freiheiten des Ausschnittes wie keine zweite.

Das waren die sieben schönen Damen am Teetisch der Frau Dora Stein. Den Gegenstand ihrer Unterhaltung aber bildete die kleine Baronin Reidel, und man war sehr aufgeregt über diese.

„Zwillinge — ist das menschenmöglich?“ fragte Meta Stromfeld im Tone des Entsetzens.

„Jawohl! Und zwar kerngesunde! Es sind jetzt fünf Kinder in vier Jahren!“

„Rekord!“ meinte die sportskundige Hausfrau.

„Kaninchen!“ spottete die Szelewski.

„Schamlos!“ rief die Selling.

„Und man muss wissen: es sind Leute aus der allerbesten Gesellschaft!“ sagte Frau Wenk, ehrlich entrüstet. „So was wäre ja bei Taglöhnersleuten ganz nett!“

„Ob die Reidels wohl auch beim Siebenten den Landesherrn zu Gevatter bitten?“

„Bis Weihnachten könnte Nummer sieben da sein, wenn noch eine Doublette kommt!“

„Du, Süsses: wenn ich mir dich als Mama von Zwillingen vorstelle!“ kicherte Frau Kitty der Freundin zu und biss sie dabei leise ins Ohr.

„Liebste, du wirst unanständig. Ich traute mich ja wahrhaftig nicht mehr auf die Strasse zu gehen!“

„Der wahrhaft Gebildete sollte sich doch nicht in dieser Weise von rohen Naturtrieben fortreissen lassen!“ dozierte die Marty.

Die Bemerkungen wurden immer perfider:

„Wer mag da eigentlich der schuldige Teil sein?“ sagte wieder einmal ohne alles Erröten das Mädchen.

„Wer weiss! Ihr zweiter Junge ist übrigens blond und die beiden Reidels sind brünett!“

„Wie die zarte, kleine Frau das alles nur aushalten kann! Mir tut sie herzlich leid,“ heuchelte die Frau vom Hause und das Fräulein beruhigte sie:

„Übung macht den Meister! Man gewöhnt sich an alles!“

„Ich begreife nur nicht, dass die Baronin so mit ihrer Figur umgehen mag — sie war doch einmal süperb gewachsen! Wir hatten die gleiche Taillenweite!“ liess sich die Stromfeld vernehmen und die Dichterin der heissen Nächte fügte bei:

„Eine Kuhnatur!“

„Sie wissen gar nicht, wie sehr Sie recht haben, meine Liebe! Denken Sie sich: die Reidel stillt die beiden Buben selber!“

„Die bei—den Bu—ben?“ — „O!“ — „Ah!“ —

„Shocking!“ — „Nicht möglich!“ — „Das ist ja nahezu unappetitlich!“ riefen die andern durcheinander.

„Jawohl! Ich glaube, sie bildet sich noch was darauf ein!“

„Nein — wenn ich denke, was sie für ein feines und vornehmes Mädchen war! Und jetzt nährt sie zwei Stück Babies auf einmal!“

Die kleine Gräfin rief:

„Da müsste man eigentlich hingehen und zusehen — aber freilich, zu dieser Familie wird man wirklich bald nicht mehr gehen können!“

„Das ist gar keine Familie mehr, das ist eine Brutanstalt!“

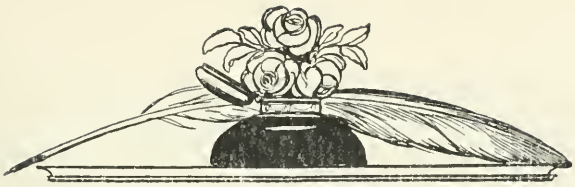
„Mein Mann könnte die Reidel als Abundantia malen!“ rief die Stromfeld, deren Mann überhaupt nicht malen konnte.

Und die Dichterin, die selbstverständlich auch in Frauenrechten machte: „Ist es nicht unrecht, den armen Mädels Konkurrenz zu machen, die als Ammen gehen müssen? Die Leute hätten's doch wahrhaftig, sich eine Spreewälderin zu bezahlen!“

„Zweie, bitte! Eine kann das nicht! Das kann bloss die Reidel!"

„Es macht aber der kleinen Frau nun einmal Vergnügen! Wer weiss — vielleicht gibt es auf diesem Gebiet Empfindungen, die wir uns gar nicht vorstellen können!" sagte Wera frech mit ihrer halblauten Stimme, Kitty aber nickte zustimmend und erklärte:

„Ich finde das Frauenzimmer einfach pervers!"



Der aufgeräumte Schreibtisch

Wir waren von der Hochzeitsreise zurück. Zum ersten Male dampfte der Kaffee in unserm nagelneuen Meissener Geschirr und als ich die erste Tasse umgeworfen hatte, bedauerte ein schmerzliches „Oh!“ die schöne, nagelneue, von Tante Emmy gestickte Zwiebelmusterdecke.

Nagelneu war der Schlafrock meiner kleinen Frau, und nagelneu das Häubchen, das sich so putzig auf ihrem Lockenkopf ausnahm. Alles war nagelneu im Haus.

Nur meine Schreibstube hatte ihr ganzes Inventar aus meiner Junggesellenexistenz herübergenommen. Und ich freute mich auf diese alten, zersessenen und halbblinden Möbel, auf all das Gerät, das für mich längst ein so freundschaftliches Gesicht bekommen hatte und ein Stück von meiner Schaffensfreude ausmachte.

Der Kaffee war getrunken — in der neuen Nonplusultra war er nicht sonderlich gut geworden und schmeckte nach Blech. Aber so was empfindet ein Mensch kaum, der im neuen Heim der neuen Frau gegenüber zum ersten Male beim Frühstück sitzt.

Jetzt fing Nelly an mit einem funkelnden Schlüssel-

bund zu klirren und äusserte die Absicht, sich kopfüber in ihre nagelneuen Hausfrauenpflichten zu stürzen.

„Du wirst ja auch arbeiten wollen, Männi. Mein Erstes war gestern nachmittag noch, dein Zimmer und deinen Schreibtisch aufzuräumen."

„Du lieber Schatz! Es war wohl sehr nötig?"

„Entsetzlich! In den paar Wochen, die du als Junggeselle noch in dieser Wohnung verlebt hast, musst du gehaust haben wie ein Indianer!"

Ich ging auf meine Stube. Donnerwetter! So blitzblank hatte ich freilich nicht alles gehalten in jener wüsten Junggesellenzeit. Wie mein Schreibtisch aussah! Dass ein Schreibtisch so aussehen könne, hatte ich überhaupt nie geahnt!

Ich setzte mich behaglich in den alten Lederstuhl und machte mich zunächst über die Briefe her . . . . .

„Nelly!" — „Was gibt's, lieber Schatz?"

„Du hast ja alles reizend gemacht, — aber den Brieföffner kann ich nicht finden."

„Den Brieföffner — ach, das ist wohl das lange vernickelte Ding, das aussieht wie eine grosse Stopfnadel?" — „So ähnlich."

„Warte nur — wo ist er denn gleich? Weisst du, alles ist ja gut aufgehoben, aber — ach ja! Ich weiss schon . . ."

Sie lief hinaus und kam nach höchstens zehn Minuten mit dem Brieföffner zurück.

„Wo war er denn?"

„Im Besteckkörbchen!" Husch war sie wieder draussen und klapperte mit Konfitürentöpfen. Und ich machte die Briefe auf, einen nach dem andern. Da kam ein grosses, dickes Kreuzband, mit Bindfaden umwunden . . . .

„Nelly!“ — „Was gibt's denn, lieber Schatz?“

„Die Papierschere?“

Ein triumphierendes Lächeln glitt jetzt über ihr Gesichtchen.

„Dass ihr Männer doch gar nichts finden könnt! Da hängt sie dicht vor dir.“ — „Wo?“ — „Da!“

Richtig, die Schere hing dicht vor mir. Aber ein grosser „altdeutscher“ Kalender hing darüber!

„Den Kalender habe ich dir gestern gekauft.“

„Er ist reizend. Aber wo ist mein alter Kalender!“

„Den habe ich weggetan, er war schon ganz vollgeschrieben!“

„Ja, er war schon ganz voll — von wichtigen Notizen!“

Zum Glück fand er sich zwei Tage später in der Mülltonne!

Ein paar Briefe waren sofort zu beantworten.

„Nelly!“ — Ich glaube, es klang schon etwas rauher.

„Aber, was gibt es denn wieder, Schatz?“

„Tut mir leid, dass ich dich schon wieder plagen muss, aber ich finde kein Briefpapier. Früher war das hier in der Lederstellage, so praktisch . . .“

„Und verstaubt! Sehr praktisch! Jetzt sind die Briefbogen alle in der dritten Schublade links und die Kuverts in der ersten Schublade rechts!“

Ach ja, da lagen sie! Und jede Gattung von Briefbogen und Kuverts war mit einem andersfarbigen Seidenbändchen zugebunden. Man brauchte nur die Knoten aufzumachen. So einfach!

„Danke, mein Kind!“ Ich wollte anfangen zu schreiben . . . . „Nelly!“

„Aber was hast du denn schon wieder?“

„Hier ist ja nicht ein Tropfen Tinte!“

„Wenn du nur gesehen hättest, wie das Tintenfass aussah! Wir haben es putzen müssen, innen und aussen. Das Mädchen geht übrigens ohnehin zum Fleischer, da kann sie Tinte mitnehmen.“

Endlich war der unglückselige Schreibsaft zur Stelle; eine violette parfümierte „Salontinte“, statt der gewohnten soliden, gut schwarzen Sorte! Und ich schrieb, zwei, drei, vier Briefe . . . .

„Nelly!“ — „Aber, was . . . .“

„Wo ist denn mein Briefmarkenkästchen?“

„Das hübsche japanische?“ — „Eben dies!“

„Sei nicht böse, lieber Schatz, aber es ist wirklich zu schade für das Ding! Da habe ich's auf meinen Toilettetisch für die Haarnadeln gestellt!“ — „Und die Briefmarken?“

„Sind dort in der Schale.“

„Richtig! Unter Stecknadeln, einigen Patenthosenknöpfen, System ‚Junggesellenwonne‘, Reissnägeln, Gummistückchen, Heftklammern, Krawattenhaltern usw.“

Und so weiter mit Grazie!

Statt der gespitzten alten Bleistifte sind neue da, aber ungespitzte!

Ein Klecks fällt auf das Papier. Kein Wunder! Man muss ja nervös werden!

„Das Radiermesser?“

„Ja, wo denn! Warte nur! Gleich! Richtig! In meinem Nähtisch, es ist so praktisch zum Trennen!“ —

„Mein Lineal?“

„Hängt an einem roten Bändchen auf der linken „Schattenseite“ des Schreibtisches — alles hat seinen guten Platz.“

„Das Gummi arabicum?"

„Ach, wo denn nur? — Ja, richtig! Marie hat es gebraucht, um die Papierspitzen im Küchenschrank anzukleben."

„Mein Papiermesser?"

„Das schön geschnitzte mit dem Wappen? Aber, lieber Schatz, das ist doch zu gut zum Gebrauch. Ich habe es auf den Pfeilertisch im Salon gelegt."

„Die Stahlfedern?"

„Da, in deinem alten Visitkartenkästchen."

„Der Tintenlöscher?"

„In jener Bonbonschachtel. Weisst du noch? Die Bonbonniere war dein erstes Geschenk als Bräutigam."

Konnte man ihr böse sein?

Und nun meine Manuskripte! Ich habe die Gewohnheit, an vielen Dingen gleichzeitig zu arbeiten, alle Einfälle einzeln auf Blätter und Zettel zu schreiben und offen vor mir liegen zu lassen, um nichts zu vergessen. Dieser Wust von Blättern und Blättchen, Bogen und Zettelchen liegt dann im übersichtlichsten Durcheinander um meine Schreibunterlage herum und ich finde, was ich davon brauche, ohne jede Mühe.

Und jetzt! Natürlich ist auch das aufgeräumt! Darauf war ich ja gefasst! Aber wie! Alles ist in die neuen Schubladen meines Schreibtisches verteilt und nach so klarem, zweckmässigem System. Die grössten Blätter in der grossen Mittelschublade, die kleinsten in den Schublädchen des Aufsatzes! Das Mittelgrosse: erste Schublade links und zweite rechts.

Ich mache mich daran, alles auseinanderzuwirren. Aus sieben verschiedenen Weltgegenden sammle ich mir das fertige Konzept einer Novelle zurecht; ganz links oben im

Schreibtische ist das erste Reimpaar eines Epigramms und ganz rechts unten das zweite. Nicht zwei Seiten, die zusammengehören, liegen auch zusammen. Einige Notizbücher mit recht wichtigen Vorstudien für eine grössere Arbeit finde ich im Bücherschrank. Ein Heftchen mit Lyrik ist nicht zu entdecken. „Ein Heft in schwarzer Wachsleinwand mit rotem Schnitt?"

„So gross?"

„Ja, so gross."

„Ach Gott — nimm es mir nicht übel! Ich habe es von der falschen Seite aufgemacht und meinte, es sei leer — und da hab' ich es der Marie für die Küchenrechnung gegeben! Hoffentlich hat sie die gebrauchten Blätter nicht herausgerissen!"

„Die „gebrauchten" Blätter! Hoffentlich! Die ganze lyrische Ernte meiner Bräutigamszeit!"

Etliche kürzere Skizzen und unscheinbare Zettel haben auch den Weg in den Papierkorb gefunden — ja, richtig, mein schöner grosser, bequemer Papierkorb, wo ist denn der?

Meine Frau hat das unelegante Möbel seinem angebornen Zweck entfremdet und zum Behälter für schmutzige Wäsche ernannt.

„Man hat diese grossen Papierkörbe gar nicht mehr."

Und da steht nun ein winziges Ding, nicht viel grösser als ein umgestülpter Strohhut. Die Ausbeute eines Morgens füllt ihn bis zum Rand!

Meine Arbeitslust ist vergangen. Nur noch die Briefe fertiggemacht und dann in die frische Luft!

„Liebe Frau, das Siegellack?"

Die Sanftheit meiner Frage hat einen unangenehmen Beiklang von Resignation.

„Dort in der Zigarrenschachtel."

Stimmt! Neben einem Rest von Zigarren, einem Federwischer, einem Gummistempel und einem Fläschchen roter Tinte, das seinen Inhalt zur Hälfte über die Zigarren entleert hat.

Nach einem Siegelstöckchen frage ich nicht mehr. Dass das hübsche Ding mit dem alten Porzellanknauf unter den Rokokonippes im Boudoir meiner Frau stehen wird, weiss ich nun schon. Dafür schmückt meinen Schreibtisch eine Unzahl gestickter Deckchen, ein Miniaturporträt meiner Schwiegermama aus ihrer Jugendzeit, ein Kätzchen aus Papiermaché, eine Messingstreitaxt mit Thermometer und ein Aneroïd mit einem Schäferidyll aus bronziertem Zink.

Seufzend werfe ich im Fortgehen einen wehklagenden Blick auf meine gestörte Arbeitsstätte.

„Du bist gereizt, Robert," sagt die kleine Frau weinerlich — „aber aufräumen muss man doch!"

„Aufräumen!"

„Hannele“

Frau Cläre hatte mit dem Ausdruck tiefer Ergriffenheit zugehört, sie hatte wirkliche, leibhaftige Tränen geweint, und jetzt, im Zwischenakt, blickte sie mit ihren schönen, feuchten Augen in der Loge umher — zum Verrücktwerden sah sie aus!

„Seele von einer Frau!“ schnarrte Rasswitz und der Herr Kommissionsrat Radecke, der glückliche Besitzer dieser Frauenseele, sagte eitel:

„Nicht wahr? Ja, was das Gemüt angeht, ist sie grossartig. In den „Webern“ hat sie nur so geschluchzt.“

„Sind wohl riesig erschüttert, Gnädige?“ fragte Rasswitz jetzt, geistreich wie immer, die schöne Frau.

Sie hauchte ein „Ja!“, das noch vibrierte vom Weinen. Und dann fuhr sie mit ihrer tiefen, weichen Stimme fort, welche sie ebenso gut kleidete wie die nassen Augen: „Hauptmanns Werk erinnert mich an Selbsterlebtes.“

„Ah?“

„Äh?“

„Oh?“

„Erzählen?“

Die Insassen der Loge steckten die Köpfe zusammen, um besser zu hören, und Rasswitz beugte sich ebenfalls über Frau Clärens blanke Schultern vor, vielleicht auch, um besser zu sehen. Die Kommissionsrätin aber erzählte:

„Auf unserem schlesischen Gut lebte eine arme Taglöhnersfrau, die Lene, die auch oft zur Aushilfe zu uns in die Küche kam. Ihr Mann war tot; sie hatte ein zwölfjähriges Mädchen, das Hannele hiess, wie die Heldin unseres Dichters . . . ."

„Wie interessant!"

„Eines Tages kam aus der Küche ein Stück Silberzeug weg. Der Verdacht fiel auf die Lene; unsere Köchin sagte so bestimmt gegen die Frau aus, dass diese verhaftet und angeklagt wurde. Im Verhör war sie verwirrt, widersprach sich — kurz, sie wurde zu einem halben Jahre verurteilt. Drei Monate mochte sie abgesessen haben, da vermisste ich eines Tages wieder etwas vom Silberzeug. Ich liess bei den Dienstboten nachsuchen und man fand das Gestohlene bei eben jener Köchin, die Lenen beschuldigt hatte. Und das, was Lene gestohlen haben sollte, fand man auch im gleichen Versteck. Denken Sie nur!"

„Wie interessant!"

„Gleich am nächsten Tage haben wir an die Behörde telegraphiert, dass Lene unschuldig sei . . ."

„Telegraphiert!" wiederholte der Kommissionsrat bedeutend, mit einem stolzen Blick in der Runde Bewunderung heischend.

„Seele von einer Frau!" schnarrte Rasswitz abermals — jetzt in Moll.

„Lene wurde freigelassen und kam aufs Dorf zurück. Aber von nun ab ging es ihr schlecht. Zwar gab ihr mein Mann eine reiche Entschädigung —“

„Hundert Mark!“ warf Herr Radecke dazwischen mit einem Ton, als hingen noch sechs Nullen an diesem Hundert.

„— und ich schenkte der Lene überdies jene silberne Spargelzange, um die es sich bei der Anklage gehandelt hatte. Aber von dem allen war nach drei Monaten kein Heller mehr da. Solche Menschen wissen nichts zusammenzuhalten. So kam die Lene immer weiter zurück. Die Leute im Dorfe wollten ihr keine Arbeit geben — gesessen hatte sie ja nun einmal. Und wir konnten sie natürlich auch nicht nehmen — in den Gefängnissen lernen die Leute doch nichts Gutes. Immer tiefer sank die Lene und am Ende stahl sie wirklich.“

„Und das Hannele?“

„Das ist eben das Furchtbare: auch das Kind geriet auf den Pfad des Bösen. Es stahl schliesslich mit der Mutter. Und eines Tages, als der Landgendarm die beiden fortführen wollte, weil sie einen Korb Rüben von unserem Felde genommen hatten . . .“

„Die Undankbaren!“

„. . . da entlief das Mädchen, stürmte, wie wahnsinnig, jammernd und schreiend, immer geradeaus, direkt in den Fluss, dessen hochgehende Wellen es verschlangen. Man hat seine Leiche nie wieder gefunden. Ich habe oft an das arme Kind denken müssen — und heute wieder!“

Noch ein Tränlein blinkte in den langen dunklen Wimpern der Frau.

„Welch ein weiches Herz Sie haben!“ bemerkte Rasswitz wiederum sehr treffend. Und der Herr Kommissionsrat fügte bei:

„Das weichste in Berlin W. In dem Fach ist sie einzig!“

Mutter, mach' es wieder ganz!

Hilflos schluchzend presste das junge Weib sein Gesicht in die verblichene Straminstickerei des Sofakissens. Frau Hedwig sass vor dem Nähtisch in der Fensternische und lauschte in den Garten hinaus, wo eintönig ein Gewitterregen auf Büsche und Beete niederklatschte.

„Weine dich aus, Kind!" hatte sie zur schönen Martha gesagt und da lag die nun und weinte, als sollte der Strom ihrer Tränen nie wieder versiegen.

Marthens Mutter sass ganz still. Die Häkelarbeit war ihr in den Schoss gesunken und ruhte. Man hörte nichts im Zimmer als das Ticken der Uhr und das Schluchzen der jungen Frau.

Über die Mutter kam nun aber plötzlich ein Erinnern. Hier war's gewesen, an derselben Stelle, einmal — zweimal — ach wie oft, wie oft! Hier hatte sie gesessen, über die Arbeit gebeugt, und dann war das Kind gekommen mit jener Bitte — wie heute auch!

Zum ersten Male geschah es, da Frau Hedwig nicht viel älter war als jetzt ihre Tochter. Da war das stille kleine Mädchen, das auf seine Sachen so säuberlich acht

gab, in die Stube gekommen, tränenüberströmt, die Trümmer seiner zerbrochenen Puppe im Schurz. Der Lastwagen eines rohen Fuhrknechtes war über das Spielzeug gegangen und die Kleine legte nun ihren zertrümmerten Liebling Stück um Stück in Frau Hedwigs Schoss.

„O bitte, bitte, Mutter, mach' es wieder ganz!"

Mama konnte ja alles und das Kind glaubte so felsenfest daran: seine zerbrochenen Spielsachen und seine zerrissenen Kleidchen, seine schadhaften Bilderbücher — alles machten der Mutter geschickte, nie ruhende Hände wieder heil.

Da war es denn kein Wunder, dass Martha auch damals zur Frau Hedwig kam, als der garstige Packan ihr weisses Kaninchen totgebissen hatte. Wie einst die Spielzeugtrümmer, trug jetzt das Kind die zierliche Leiche des Tierleins ins Zimmer und — wieder unter heissem Weinen — bat es: „Mutter, mach' es wieder ganz! O bitte, bitte!"

Und Mama half. Ohne frommen Betrug ging das freilich nicht — aber der Glaube des Kindes an die Allmacht der Mutter war zu rührend, als dass er hätte enttäuscht werden sollen. — — —

Aus dem Kinde wurde ein Weib, das nun auch einmal — nur einmal! — als die Stunde gekommen war, sein Geschick in die eigenen Hände nahm und den Weg ging, den es die auflodernden Sinne wiesen, das dumme, wildpochende Herz. Die Mutter konnte das Kind nicht halten. Sie konnte zuletzt nur weinen und wachen, dass sie zur rechten Zeit noch berge, was zu bergen war. Aber in ihr schwarzes Haar woben sich silberne Fäden seit jenem Tag.

Dann kam es auch, wie es kommen sollte. Dem Rausche folgte die Ernüchterung. Das funkelnde, güldene Götterbild war innen hohl und leer!

Wie damals die Stücke der verunglückten Puppe, wie den Körper des toten Häsleins, trug Martha jetzt ihr zerbrochenes Glück der Mutter ins Haus, der Mutter, deren Rat und Flehen sie nicht gehört. Mit todesbangen, grossen, rotumrandeten Augen sah sie auf zu der alternden Frau in der Fensternische und diese Frau las in den Augen wieder die Kindesbitte:

„O Mutter, Mutter, mach' es wieder ganz!"

— — — — — —

Ein Schimmer von Lächeln flog über das gute Gesicht der Mutter Hedwig! Und sie sann und sann und — betete im stillen um das rechte Wort und um den richtigen Rat . . . . .

Der Regen hatte aufgehört. Ein grüngoldenes Leuchten flog in die Stube herein, zitternde Lichtkugeln tanzten auf der Diele.

Die Tränen des jungen Weibes waren versiegt. Sie richtete sich auf und wieder blickte sie, wundergläubig wie ein Kind, zu der Frau am Fenster empor, harrend, was sie sagen werde . . . .

Postskriptum

My darling!

Denkst Du noch an die wundervolle Frühlingsmondnacht im Pensionatsgarten, wo wir uns ewige Freundschaft schwuren? Vor allem versprachen wir uns, dass jede von uns beiden, wenn uns das Geschick auseinanderrisse, von allen wichtigen Lebensschicksalen aufs Getreulichste und bis ins Kleinste Bericht erstatten solle, namentlich aber in Liebesangelegenheiten sollte jede der andern stets ins innerste Herz schauen dürfen.

Nun denn, meine süsse Nelly? Das grosse Ereignis meines Lebens steht bevor: ich bin Braut, und unsere Hochzeit ist schon übermorgen! Ach, wie gerne möchte ich, wie in Mädchentagen, den Kopf an Deine Schulter lehnen und mein Glück ausweinen. ich bin nämlich zu glücklich und mein dummes Herz klopft so heftig, dass ich kaum recht schreiben kann. Der grosse Fleck, der sich aber über das Wort „Herz" gebreitet hat, kommt von einer Träne der Freude. Und nun den Bericht!

Heute schenkte mir mein künftiger Schwiegervater — er hat eine grosse Kunstbutterfabrik — den Brautschmuck — himmlisch! Türkisen und Brillanten, alles in Platin

gefasst, und sehr zierlich. Du weisst ja, wie gut hellblau zu meinem Haar steht.

Ach Nelly, sweet heart! Mein Herz ist voll zum Springen! Denke nur, übermorgen um diese Zeit bin ich Frau! Zum Brautkleid hat mir Mama einen wundervollen, schweren weissen Rips gekauft, und Tante Amalie schenkte mir die schönen echten Brüsseler dazu, auf die ich schon so lange ein Auge hatte. Die Hochzeit wird im Hotel Bristol gefeiert — 40 bis 50 Personen, darunter zwei Generale in Uniform! Wir haben acht Gänge, ohne die Austern! Wie schade, dass Du nicht hieher kommen und meine Brautjungfer machen kannst! Es wird entzückend werden.

Meine Aussteuer solltest Du sehen! Papa war wirklich sehr nobel. Eine Gesellschaftstoilette aus bordeauxroter Seide mit schwarzen Spitzen, ein taubengraues Tuchkleid, taylor made mit feinen Stahlknöpfen, ein Schlafrock aus hellem, reizend geblümtem Liberty-Samt, ein Strassenkleid aus weissem Velvet — alles das ist traumhaft schön. Denke Dir, sogar einiges an seidener Wäsche habe ich bekommen, eine lichtblaue, eine crêmefarbene und eine schwarze Garnitur!

Wir werden in der entzückenden roten Villa wohnen, am Ende des Stadtparks bei der Portiunkulakirche, Du kennst sie ja. O Nelly, wie bin ich selig, wenn ich daran denke! Der Salon ganz englisch, eine Stofftapete Louis XVI., braune, feine Mahagonimöbel, die Bilder an seidenen Schnüren aufgehängt. Das Esszimmer Renaissance — aber echt alt, keine Berliner Fabriksachen, wie sie Bertha Schumacher mitbekam. Das Schlafzimmer ganz in geblümter Cretonne, ebenfalls englisches Muster. Und die Kücheneinrichtung — ein amour! Die Möbel blau und weiss mit

Delfter Landschaften und alles Geschirr Delft, alles, alles Delft, and was nicht in Delfter Muster aufzutreiben war, wenigstens hellblau Email, dass es dazu stimmt. Märchenhaft! Ich könnte alle Welt umarmen! So schön hätte ich mir mein Brautglück nicht träumen lassen.

Wir werden eine Köchin haben, und ein Stubenmädchen, das frisieren kann. Mama meint, später müssen wir wohl noch eine Person dazu nehmen. Equipage gibt's vor der Hand nicht. Mir auch gleich! Ich fange ja jetzt zu radeln an — als Mädchen durfte ich nicht, denn Papa ist so eigen. Für eine Frau ist das was anderes!

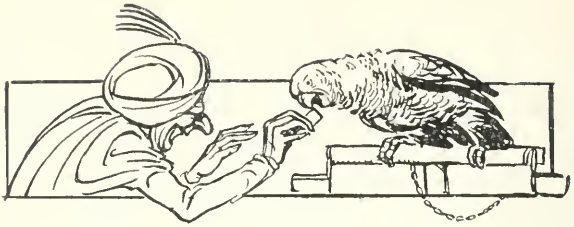
Und übermorgen bin ich — Frau! O Nelly! — —

Nun habe ich Dir wohl alles mitgeteilt über meine Verlobung, was Dich irgendwie interessieren kann und ich muss auch schliessen, denn Mama ruft mich: ich soll meine Brautschuhe anprobieren. Brautschuhe! Was liegt alles in diesem Wort!

Sei in Eile herzlichst umarmt und geküsst von Deiner überseligen

Tilda.

P. S. Mein künftiger Gatte heisst Emil Bimsdorf. Er ist blond.



Sein Steckenpferd

Im fernen Osten lebte ein Sultan — besinne ich mich recht, so hiess er Abdallah. Er war gerecht und weise — doch das versteht sich bei einem Sultan ja von selbst.

Als der Sultan noch ein junger und schöner Prinz gewesen war, hatte er eine mächtige Fee zum Liebchen; die war ihm von Herzen gut. Da starb sein Vater, man rief ihn auf den Thron, und der Prinz nahm Abschied von seinem schönen Lieb; als Sultan durfte er ja ein solches feenhaftes Verhältnis nicht fortsetzen.

Als die beiden nun auf immer auseinandergingen, sprach die Fee unter Schluchzen:

„Ich gebe dir ein Andenken, das du wohl in Ehren halten wirst.“ Und sie reichte ihm einen Papagei in goldenem Bauer.

Der Prinz machte ein verdutztes Gesicht, so dass seine Liebste unter Tränen lachen musste.

Es ist keiner von den Gewöhnlichen, sagte sie, die bloss sagen können: „Paperl ist brav“ oder „Lora will Zucker“ oder „Spitzbub“ und dergleichen. Mein Papagei ist ein denkendes Geschöpf. Du weisst wohl, was der Fluch aller

Throne ist und immer war: dass keiner von denen, die um den Fürsten sind, ihm die reine Wahrheit sagt, auch der Beste nicht. Schon die Worte, die ein Untertan der Sitte nach im Verkehr mit dem Fürsten wählen muss, sind zum Teil Lüge, wenigstens eine halbe. Mein Papagei aber wird dir immer und ungefragt die reine Wahrheit sagen. Einen besseren Talisman hat nie ein Fürst besessen als den, welchen ich dir hier schenke. Nütze ihn zu deinem und deines Volkes Glück!"

Sie küsste ihn noch einmal, wischte sich die Augen mit ihrem Tüchlein — es war ganz aus den Strahlen des Aldebaran gewoben — und weg war sie.

Der Prinz aber ging hin, wurde Sultan und hängte das Vogelbauer in seinem Schlafzimmer ans Fenster. Er war Junggeselle, sonst wäre ihm das wohl nicht erlaubt worden.

Gar bald sollte er erfahren, was der Vogel wert war. Müde, aber doch stolz erhobenen Hauptes kam er am Abend nach der Krönungsfeier in seine Gemächer. Es war ihm viel Schönes gesagt worden an diesem Tag.

Da fing der Vogel aus freien Stücken zu schwatzen an:

„Heute haben sie dich hübsch angelogen. Den Allerhöchsten haben sie dich genannt — die Frevler vergassen des Einen, der dich wegblasen kann, wie der Wind die Spreu; den Allergnädigsten und du hast noch nicht Gnade geübt; grossmächtig nannten sie dich, doch deine Macht ist klein, denn du herrschest nur über ein kleines Reich; von Gott gesandt nannten sie dich und dich hat nichts hergeführt als dein pergamentenes Recht und der Wunsch nach deines Vaters reichem Erbe; den Stolz und die frohe Hoffnung des Landes haben sie dich genannt und die

Wahrheit ist, dass sie sich denken: „wenn er's nur nicht allzuarg treibt, er ist ein bisschen jung für sein Amt.“ Und die am lautesten schrien und sich nicht fassen konnten vor lauter Begeisterung, dachten sich: „Der ist noch grün! Da gibt's was für unsere Taschen!““

Der Sultan zürnte dem Vogel nicht, denn die derbe Wahrheit nach so viel Lügen tat ihm wohl. Er gab dem Papagei ein Stückchen Zucker.

Der junge Fürst versah sein Amt nach besten Kräften und regierte, so gut er's vermochte. Aber dass irren menschlich sei, erfuhr auch er. Er setzte verdiente Räte ab und gab ihre Stellen an Schmeichler. Da wurde der Vogel denn manchmal ziemlich grob.

Das Volk verlangte Freiheiten, die der junge Fürst verweigerte.

„Getreu der Tradition meiner hohen Ahnen!“ sagte er.

Der Papagei aber höhnte:

„Deine hohen Ahnen ritten ihr Fleisch unter dem Sattel mürbe und verspeisten auch hie und da einen gefangenen Feind; sie plünderten Karawanen aus und brannten Städte nieder aus purem Hass. Wie gefällt dir diese Tradition?“

Wiederum bekam der Vogel sein Stück Zucker und der Sultan nahm sich die Lehre zu Herzen. —

Unter den Grossen des Landes lebte ein Mann, den der junge Fürst als seinen Todfeind hasste. Als dieser ihm einmal in unehrerbietiger Weise entgegentrat, liess der Sultan ihm das Haupt abschlagen:

„Nun kann ich doch wieder ruhig schlafen!“ sagte er.

„Das bezweifle ich!“ meinte der Papagei. „Du hast

im Zorn gerichtet und der Gerichtete hat dies strenge Urteil nicht verdient. Weisst du, wie man die Leute nennt, die andere umbringen?"

Der Sultan aber weinte bitter vor Reue und auch der Trost war bitter, den der Vogel gab:

„Du bist aber ein Sterblicher wie alle andern und begehst Sünden und Torheiten wie sie!"

Der Sultan gab seinem Volke weise Gesetze und richtete fürder nicht mehr nach Willkür. Dem Vogel liess er vom geschicktesten Goldschmied des Reiches einen Käfig bauen, so schön er nur zu machen war.

Das Volk aber gewann seinen jungen Fürsten immer lieber. Nicht bloss die Schranzen nannten ihn jetzt gerecht und weise. Die sogar am allerwenigsten.

Es kam ein Krieg mit dem Nachbarlande und der Feind erlag in vielen blutigen Schlachten. Mit strahlendem Antlitz, den Lorbeer um den Helm, kehrte der siegreiche Sultan nach Hause zurück. Während er den Harnisch abschnallte, fragte er den Vogel:

„Nun, bist du jetzt mit mir zufrieden?"

„Deine Krieger haben sich wie Bären geschlagen," spottete der Vogel, „aber lass einmal deine Klinge sehen! Sind Scharten darin?"

Der Sultan besann sich, wie er den Schlachten eigentlich stets aus sicherer Ferne zugeschaut. Mit zitternder Hand löste er den Lorbeer vom Helm und warf ihn hin.

„Du hast recht!" sagte er.

Und mehr als je hielt er das Geschenk der Fee in Ehren.

Nicht viel besser ging es ihm ein andermal, als er sich

rühmte, ein grosses Werk der Staatskunst zu seines Volkes Wohl vollbracht zu haben. Da gab ihm der Papagei eine gar bittere Pille zu kosten:

„Ja, es war brav von dir, einzuwilligen in das, was dein gescheiter Grossvezier in vielen schlaflosen Nächten ersann. Es war wohl ein gewaltiges Stück Arbeit, deinen Namen unter jenen Vertrag zu setzen?"

Und auch das liess sich Abdallah gefallen und streichelte den treuen Vogel, der ihn zu keiner Selbstüberhebung kommen liess.

Übrigens hatte der Sultan eine kleine Schwäche. Er machte Verse und las sie anderen Leuten vor.

Einmal hatte er einen Heldengesang fertig zum Lobe seiner Ahnen und glaubte sicher, etwas recht Schönes zustande gebracht zu haben.

„Firdusi war ein Waisenknabe neben dir," sagten die Hofleute, die das Carmen zu hören bekamen.

Da wurde der gekrönte Dichter seiner Sache so sicher, dass er das Gedicht auch seinem wahrheitsliebenden Papagei vorlas. Bis jetzt hatte er — aus Gründen — dem Vogel seine Liebhaberei ängstlich verborgen.

„Nun, wie findest du meine Gesänge?" fragte Abdallah, als er geendet hatte.

„Miserabel!" gab der Vogel zur Antwort. „Das holpert und stolpert ja kläglich. Und von Empfindung keine Spur — versifizierte Weltgeschichte, weiter nichts!"

„Das ist stark!" rief der gekränkte Dichter.

„Aber wahr! Überlasse doch solche Dinge Leuten, die sie verstehen!"

„Sage das nicht noch einmal!"

„Ja! Du machst dich lächerlich!"

Bis jetzt hatte der Fürst alle die groben Wahrheiten, die ihm der Papagei sagte, dankbar entgegengenommen. Jetzt aber verliess ihn die Besinnung.

Er stürzte auf den Käfig los, drehte dem Vogel den Hals um und rief wütend:

„Was zu viel ist, ist zu viel!“

— — — — — —

Des Heinzdieter gesegneter Rausch

„Uff!“ machte der Heinzdieter und liess sich gewichtig in den Sorgenstuhl des Herrn Hans Kohlemann fallen, müde von der Anstrengung. Es war eine schwere Müh' gewesen und für eine Erstlingsleistung ein rühmenswertes Stück Arbeit.

Erst das Gittertürlein des Gartens aus den Angeln heben, dann am Weinspalier in die Höhe steigen, dann das schwere Eisenbeschläge des eichenen Fensterladens durchschneiden — man kam schon ganz ausser Atem an! Dann die Scheibe eindrücken mit dem Pechlappen, den Riegel von innen aufmachen, ins Fenster steigen, auf dem Gang stehen, alle Türen zwiefach versperrt finden und dann — ja, dann kam das Schwerste! Von den fünfundvierzig Dietrichen, die der Heinzdieter dem Peterchen Scheelaug abgekauft, hatte just der letzte gesperrt und dem strebsamen Einbrecher, der ja sozusagen sein Gesellenstück fertigmachte, rann der Schweiss in Strömen von der Stirn. Die Julinacht war schwül, der Heinzdieter war feist und die Hantierung war ihm neu. Die Finger taten ihm höllisch weh und das Kreuz auch, vom Bücken.

Endlich ging die Tür auf, und das Gelass, worin sich der Besucher fand, war die Wäschekammer der Frau Syndikussin. Unverdrossen aber machte sich der Heinzdieter an eine zweite Tür mit dem Schlüsselbund. Dieses Mal sperrte der vierunddreissigste schon. Und jetzt stand er wirklich in der Wohnstube des Hans Kohlemann, dem Endziel seines komplizierten Nachtspaziergangs, und der Schimmer aus der Diebslaterne fiel auf die stattliche Schatztruhe des reichen Herrn, auf die es im besonderen abgesehen war.

Ein Prachtstück, diese Truhe! Eisenbänder liefen um sie in solcher Menge, dass man vom Holz nichts mehr sah und von Nägeln mit nussgrossen Köpfen starrte sie, wie ein Igel von Stacheln. Und drei grosse Schlösser hingen dran, von denen eines boshafter aussah, als das andere.

„Uff!“ machte der Heinzdieter im Sorgenstuhl. „Das gibt noch Arbeit die schwere Menge. Erst ruh' ich mich ein Endchen aus.“

Und dann sagte er: „Wer jetzt einen Schluck Wein hätte! Es dürft' auch gebranntes Wasser sein.“

Von ungefähr fiel der Blick des Durstigen auf eine Kredenz, die an der Schmalwand des Zimmers stand. Die sah ganz merkwürdig nach was Nassem aus, und der Schlüssel steckte. Heinzdieter drehte ihn um. Beinah hätte er laut „Juhe!“ geschrien. Aber wenn auch der Stadtsyndikus mit den Seinen auf dem Land war, so hätte man es doch vielleicht auf der Gasse hören können. Drum unterdrückte er den Jubelschrei. Da stand eine grosse bauchige Steinkruke, und der ordnungsliebende Herr Kohlemann hatte darauf geschrieben „Kanariensekt“ zum Unterschied von dem andern Gefäss daneben. Darauf stand „Essig.“

„Das hab' ich mir sauer verdient, — durch ehrlicher

Hände Arbeit," sagte Heinzdieter, „und überhaupt: man soll dem Ochsen, der da drischt, das Maul nicht verbinden!"

Der Gedanke gefiel ihm. Er sah sich nach einem Geschirr um. Da stand auf dem Wandbord das Brautbecherlein des Herrn und der Frau Kohlemann, ein feines Nürnberger Goldschmiedwerk. Es stellte ein Weiblein dar, dessen reichgeschmückter weiter Reifenrock das eine Trinkgefäss bildete — das für den Mann. Das Weiblein aber hielt mit erhobenen Armen zwei Ranken empor, zwischen denen ein kleines Becherlein gaukelte, das für die Frau. Es war ein Trinkgeschirr von feiner Symbolik und behutsam nahm es der Heinzdieter zwischen seine groben Finger, trug es samt der besagten Steinkruke auf den Esstisch und zündete die dicken Kerzen eines Armleuchters an seinem Laternchen an. Als Imbiss hatte er nichts gefunden, als einen verdorrten Pfefferkuchen, aber auch den nahm er dankbar an. Und dann ging er ans Trinken.

Erst goss er das kleine Becherlein voll — zum Kosten. Den Staub wischte er nicht erst heraus. Er trank und über sein dickes Gesicht ging ein Leuchten der Rührung. Heiliger Crispinus — das war ein feiner Tropfen, den ihm der liebe Gott da beschert hatte! Fast sprach er so was wie ein Tischgebet. Aber der Brautnapf da war lästerlich klein. Wenn man das Gerät umkehrte, gab's schon besser aus. So stellte er das Weiblein auf den Kopf. Wie Karfunkelstein gleisste es, als die dunkeltopasfarbene Flut in die vergüldete Höhlung strömte und der rote Kerzenschimmer darin spielte.

Und der Heinzdieter trank weiter. Mit Andacht und Verständnis. Er trank den Becher oft leer, weil ihn der Schalk, der Goldschmied, so gemacht hatte, dass man ihn nicht hinstellen konnte, wenn er voll war. Ganz weich

ward er. Und lustig! Da hub er ein liebliches Spiel an, leerte das kleine Becherlein auf das Wohl der Frau Syndikus und das grosse aufs Wohl ihres Eheherrn. Und dann so weiter. Ihm ward gar selig ums Herz. Von Zeit zu Zeit schielte er nach der Truhe hinüber und brummte:

„Du stehst mir gut; dich trägt keiner weg, solange ich da bin. Ich kann warten."

Immer süsser lächelte der Heinzdieter, pfiff ein Schelmenlied ums andere und klirrte im Takt dazu mit seinen Schlüsseln.

Als er aber am sechsten Becher war, ungerechnet die kleinen Becherlein, kam das Traurige über ihn. Er dachte nach, wie er so niederträchtig auf Raub ausgegangen war und unverdient so süsse Labe gefunden hatte. Wie er bis dato noch nie so was Schlechtes getan hatte, und nichts gestohlen, als einmal ein paar Rüben aus dem Acker und ein andermal ein Huhn. Und wie er jetzt auf der Bahn des Lasters war durch den Peter Scheelaug, der ihn angestiftet. Und jetzt ging's der Hölle zu, unaufhaltsam. Furchtsam sah sich der Heinzdieter im Gemach um, wo die flackernde Kerze gespenstische Schatten tanzen liess. Eiskalt rann es ihm das Rückgrat hinab. Da konnte nur der Wein helfen. Und er half auch.

Erst hatte der Mann aus Durst getrunken, dann in Behagen gezecht und jetzt goss ihm der Angstteufel den Wein hinunter. Da ging's eilig. Der Zweck seiner Visite war ihm längst nicht mehr recht klar. Nur eine dumpfe Wut hatte er auf die eisenbeschlagene Truhe gefasst und warf ihr hin und wieder ein kräftiges Schimpfwort zu.

„Du Rabenaas! Du Satanskasten! Dir werd' ich was! Deinethalben steh' ich noch lang nicht auf!"

Das Haupt ward ihm schwerer. Es kam vor, dass er

auch einmal neben den Becher goss. Aber es floss noch genug hinein und wieder heraus. Die Stube kreiste um ihn. Noch einmal raffte er sich auf und warf, mit dem Ruf „Da! Sperr' dich selber auf!" den Bund mit den fünfundvierzig Nachschlüsseln seiner Widersacherin, der Truhe nach. Aber die war schon vorbei in dem Hexentanz, der um ihn tobte, und er traf statt ihrer ein Glaskästchen, das hinterdrein tanzte, und in dem ein wächsernes Jesulein schlief.

Ungezählte Kerzenflammen wirbelten vor den Augen des einsamen Zechers. Jetzt hub der Lehnstuhl selber an, sich langsam zu drehen — langsam und dann immer schneller. Ein Hilferuf verhallte in dem gespenstigen Gemach.

Dann war's aus.

Als am Morgen die Leute die ausgerenkte Gartentüre und den erbrochenen Fensterladen sahen, drangen sie in das Haus und fanden den Heinzdieter schlafend. Die Obrigkeit ward geholt und der den Schlummernden weckte, war der Eisenmeister. Derb schüttelte er den gefangenen Dieb.

„Wach auf, Halunke! Du wirst das Quartier wechseln müssen!"

Der aber griff schläfrig und mit schwerer Hand nach dem Brautbecher der Kohlemannschen Ehegatten und brummte:

„Du sollst dem Ochsen, der da drischt, nicht das Maul verbinden!"

* * *

Jetzt sass der Heinzdieter in der Armesünderzelle und hatte ein böses, würgendes Gefühl um die Kehle. Ob ihm des Seilers Töchterlein auch erst morgen um den Hals fallen

sollte, er spürte ihr Umschlingen schon heute. Fröstelnd zog er den Kragen seines Kittels in die Höhe und machte sich dabei allerhand kuriose Gedanken über Leben und Sterben.

Sie hatten kurzen Prozess mit ihm gemacht. Wegzulügen war nichts. Es war ein „herzerquickendes Exemplum flagrantis delicti," wie sich der Stadtrichter ausgedrückt hatte und darauf stand der Strick. Heinzdieter war auch nicht der Mann, spitzfindige Einwendungen zu erheben und so blieb's dabei. Und morgen um neune sollte es losgehen. Der Delinquent hatte sich in sein Schicksal gefügt. Ein bisschen teuer kam ihm die Zeche freilich vor, die er für seinen Schluck Wein bezahlen sollte.

„Aber ein fürnehmer Trunk war's doch!" sprach er vor sich hin und in Gedanken noch schnalzte er mit der Zunge. Und da fiel ihm was bei.

„Zum Teufel auch! Auf das Henkersmahl hätt' ich beinahe vergessen!"

Draussen klirrte der Eisenmeister vorbei. Der Heinzdieter rief ihm und gab ihm seine Aufträge mit viel Bestimmtheit, beinahe wie ein Gast von Stand im Weinhaus. Ein Rebhuhn wollte er haben, hübsch in Speck und Weinblättern gebraten. Und einen Karpfen wollt' er haben, in süsser Trunke mit Rosinen.

Der Eisenmeister wurde grob wegen dieser Leckerhaftigkeit. Sonst ging der Anspruch derer, die bei ihm ihren letzten Speisezettel machten, nicht über ein Stück Rauchfleisch, oder allenfalls einen gebratenen Gockel hinaus. Er machte Umstände. Aber der Heinzdieter wusste, was ihm zukam und blieb fest.

„Entweder mein Mahl, wie ich's will, oder ich lass' mich nicht gutwillig hängen. Ich schlag' mit Händen und

Füssen um mich und führ' mich so auf, dass es ein Grauen ist und Meister Schlagtot den ganzen Spass am Handwerk verlieren soll."

Brummend ging der Eisenmeister davon. Als er aber die Schlösser der Armesünderzelle fein sorgfältig wieder zugesperrt hatte, rief ihm sein Auftraggeber durch energisches Trommeln an der Türe nochmals zurück.

„Ich hab' noch ein Gelüsten bekommen," sagte er. „Es ist von wegen des Trunks. Ums Leben gern möchte ich die Neige des süssen Weines leeren, den ich damals beim Syndikus hab' stehen lassen müssen, weil ich nit mehr konnte, und weggeholt wurde, bevor ich fertig war. Vielleicht schenkt er mir den Tropfen, da ich doch um seinetwillen soll baumeln."

Dieses Mal machte der Eisenmeister ernsthafte Einwände, Heinzdieter bestand auf seinem Recht:

„Wenn Ihr den Wein nicht kriegt, so nehm' ich auch mit dem Rüdesheimer vorlieb, von dem neulich die Stadt dem Pfälzer Kurfürsten den Willkommtrunk kredenzt hat. Versuchen aber müsst Ihr's! Sonst könnt Ihr was erleben; so ist dann noch keiner gehängt worden in dieser freien Reichsstadt, wie ich! Andernfalls soll's ein erhebendes Schauspiel werden, voll Gottergebenheit und Anmut! — Und wenn auch viel im Krug wäre — bis morgen früh bin ich doch wieder nüchtern, dass nichts Unerbauliches passiert!"

— — — —

Unten im Rathaus war der Kerker und oben die Amtsstube des Herrn Hans Kohlemann. Weit hatte der Eisenmeister nicht zu gehen, als er die Treppe hinaufschnaufte, den Herrn Syndikus um den Rest Wein zu bitten für den Delinquenten.

Jener sass bleich oben im Lehnstuhl. Er war ein guter Mann, und er musste seit Nächten an den Heinzdieter denken, dessen letztes Stündlein mit Riesenschritten herannahte. Recht arg war er dem armen Teufel nicht gram, der ihm nur geringen Schaden getan und kein hartgesottener Bösewicht war, sondern ein törichter, verführter Tropf. Sogar geholfen hätte der Herr ihm gerne, wäre ihm nur eingefallen, wie? Es wollte ihm ein Blick nicht aus dem Sinn, den ihm der verurteilte Sünder zugeworfen nach dem Urteilsspruch. Nach dem Gesetze war aber dem ertappten Einbrecher wohl nicht zu helfen.

Als der Eisenmeister seine Botschaft vortrug, sagte der Besitzer des fraglichen Weinkruges mit Freuden „Ja."

„Der Schelm soll nicht sterben, bevor er das Neiglein ausgeleert. Einen guten Zug hat er, das muss wahr sein. Es sind ursprünglich fünf und eine halbe Mass im Krug gewesen, und dritthalbe mögen noch drinnen sein!"

Er schritt selbst nach Hause, das Nötige zu veranlassen. Dort wartete seiner eine Überraschung.

Sein Sohn Friedel war angekommen, der in Tübingen an den Brüsten der Alma mater Rechtsgelahrtheit einsog und noch einiges andere. Er war überraschend gekommen mit einem fröhlichen Kumpan und als Hans Kohlemann in die Wohnstube trat, war der Friedel eben auf den Tisch gesprungen, schwang im jugendstarken Arm einen mächtigen Steinkrug, den Schnabel nach unten und rief:

„Nagelprobe!" — —

„Unglücksmensch!" schrie der Syndikus, riss den Krug aus seines Sohnes Hand und sah, dass kein Tropfen mehr für den armen Sünder übrig war. Denn die beiden Rechtsbeflissenen waren über das kräftige Neiglein Kanarien-

sekt gekommen, das der Heinzdieter sich ausgebeten hatte, vor seiner Reise in eine bessere Welt.

Schier verwundert aber nahm der Sohn den Zorn des Vaters wahr, den er weder als geizig kannte, noch als einen Spassverderber. Und da hob der Alte nun gar mit zornroter Stimme den Rohrstock!

„Halt, Vater!" rief der Junge, den trotz alledem die frohe Weinlaune nicht verliess, „halt, Vater, ich verlange ein mildes Urteil, und zwar nach dahiesigem Stadtrecht!"

Und mit näselndem Tone, das Gehaben eines drolligen alten Rabulisten in Stimme und Gebärde nachahmend, rezitierte er:

„Wer aber nur aus Hunger und Durst sich Geniessbares angeeignet und an Ort und Stelle verzehrt hat, sei es nun ein Becher Weins, oder ein Stück Brot, oder eine Wurst, soll nit als gemeiner Dieb zu betrachten sein und nur leichte Pön haben, sintemalen der liebe Gott das Brot hat wachsen lassen für Arm und für Reich! — Hab' ich was gelernt, Vater, oder nicht!"

Der Alte aber lag ihm am Halse, und sein Sohn wusste nicht, warum jenem die Tränen in den Bart liefen und warum er fünfmal hintereinander rief: „Heureka! Der arme Schelm soll leben!"

Nicht viel mehr als ein Schock Worte sagte der Syndikus dann dem Friedel und dessen lustigem Gesellen und dann rannten die Dreie davon, jeder in anderer Richtung. Hans Kohlemann galoppierte sogar ohne Hut dahin und die Gassenbuben wunderten sich nicht wenig, dass der gestrenge Herr einen leeren Weinkrug in der Hand schwenkte; er wusste es aber nicht.

* * *

Die Nacht war um. Der Heinzdieter hatte kurz geschlafen, aber nicht schlecht. Mit seinem Gewissen war er fertig, und als langsam die Sonne heraufstieg und ihre roten Pfeile durchs Turmfenster warf, war er's zufrieden, dass er von hinnen ging, bevor er noch weitergeschritten war auf der Bahn des Bösen.

Obschon er den erbetenen Wein nicht gekriegt hatte, nahm er sich doch vor, sich recht würdig zu benehmen bei dem, was bevorstand, und den Sprung von der Leiter mit Anstand zu tun. Es sollte ein erbaulich Schauspiel werden, wie er versprochen.

Und dann trommelte er an die Tür und rief dem Eisenmeister um die Morgensuppe.

Der aber kam nicht. Erst gar nicht und dann nicht allein! Denn als die kreischende Kerkertür endlich aufsprang, war Hans Kohlemann da mit ein paar jungen Leuten und der erste Laut, den der erbleichende Delinquent verstand, hiess „Gnade!“ — —

Es war kein kleines Stück Arbeit gewesen: Von allen Enden hatten sie die Schöffen und Richter zusammensuchen müssen, sein ganzes Ansehen und seine ganze Herzenswärme hatte der Syndikus aufbieten müssen, auf dass sie ihn nur anhörten, die halbe Nacht hatten sie gesessen, und die halbe Lunge hatte sich der Friedel, wie er sagte, aus dem Hals geredet, um zu erweisen, dass Heinzdieters Einbruch nur eine etwas gewaltsame Art gewesen, zu einem guten Trunk zu kommen. Aber endlich war es gelungen, zumal der Geschädigte selber es war, der für den Sünder bat.

Als der Heinzdieter das Ganze erfasst hatte, ward er erst aschgrau im Gesichte und die ganze schon überwundene Todesangst kam noch einmal über ihn. Dann aber kniete

er nieder auf den ausgetretenen Ziegelboden der Armesünderzelle und dankte in einem kurzen wunderlichen Gebete seinem Herrgott für jenen gesegneten Rausch. Denn ohne diesen war er heute ein ausgestossener Verbrecher, für den es keine Rückkehr gab, und der Galgen, dem er jetzt entging, war sein sicheres Ziel.

— — — —

Der Begnadigte trat auf dem Kohlemannschen Meierhof als Knecht ein. Und er war der beste, der dort arbeitete früh und spät, und der treu wie ein Hund an seinem Herrn hing, dem Alten wie dem Jungen. Er liess sich nie was zuschulden kommen, nicht das Kleinste.

Aber einmal im Jahre, an jedem siebzehnten Juli nach dem Abendläuten, tat er seine Groschen zusammen, holte sich einen mächtigen Krug guten Weins aus der Schenke und riegelte sich in sein Stübchen ein.

Es ist wahr, dass er sich stets an diesem Tag betrank, regelmässig und beträchtlich.

Aber der Friedel Kohlemann sagte, das wäre auch so eine Art Gottesdienst.

Und er hatte recht.

Se non e vero . . . . . .

Es war einmal ein weiser Mann, den der liebe Gott mit ungewöhnlichem Scharfsinn, mit einem hohen Mass von Menschenkenntnis und Menschenliebe und anderen Tugenden begnadet hatte. Dieser Mann lebte lange Jahre in tiefer Einsamkeit und sann Tag und Nacht über die Leiden seiner Mitbrüder nach, über die Grenzen menschlicher Kraft, über die Schwächen menschlicher Rechtsprechung und von Menschen eingerichteter Regierungsformen.

Der klügste und beste Mensch war er und dachte und dachte — und schliesslich fand er auch einfache und grosse Mittel, alle jene Schäden leicht und dauernd zu heilen:

Er wusste nun: so kann man es verhüten, dass in den Händen der einen sich ungemessene Schätze sammeln, indes den andern Brot und Kleidung fehlt; so kann man den wüsten Hetzereien der Aufwiegler begegnen; so dem Hochmut der Grossen, so der Verknöcherung der Bureaukraten; so lässt sich des Landmanns Arbeit schützen, ohne dass der Städter dafür die Kosten trägt; so kann man ankämpfen gegen Rassen- und Klassenhass; so kann man den

Frieden erhalten und machen, dass sich die Völker gegenseitig achten; so kann man das Recht als Recht erhalten, vom Buchstaben frei, vom Geiste belebt; so kann man es erreichen, dass die Menschen einander nicht bestehlen, nicht betrügen, nicht erschlagen und nicht verleumden.

Das alles wusste er, für das alles hatte er Heilmittel gefunden, Mittel mächtig und wirksam, gleich Zauberformeln.

Als der weise Mann es so weit gebracht hatte, dachte er daran, seine Kenntnisse zum Wohle der Menschheit zu verwenden. Er ging zum höchsten Würdenträger seines Landes und sprach:

„Gib mir ein Amt, das mir Macht und Einfluss leiht, und ich heile alle Schäden, an denen Staat und Volk nur irgend kranken!"

Und er setzte dem andern seine Grundsätze auseinander.

Dieser war starr vor Bewunderung über so grosse Weisheit. Einmal um das andere Mal schlug er die Hände über dem Kopfe zusammen vor Staunen, denn er sah, dass die Gedanken des weisen Mannes wahrhaft gut waren.

„Woher ward Ihnen so grosse Weisheit?" fragte der Würdenträger.

„Seit früher Jugend habe ich in stiller Einsamkeit über die Leiden meiner Mitbrüder nachgedacht und nach Mitteln gesucht, sie zu lindern."

Als er geendet hatte, barg der hohe Beamte sein Antlitz in den Händen und weinte bitterlich.

„Warum weinen Sie?" fragte jener.

„Ich weine, weil das köstliche Gut Ihrer Weisheit für die Allgemeinheit, für mein geliebtes Volk, nicht nutzbar gemacht werden kann. Welches tragische Geschick! Da kommt ein Mann mit so herrlichen Gedanken, dass er

unserem Volke unfehlbar zu Glück, Frieden und Wohlstand verhelfen würde, könnte man ihn in das richtige Amt einsetzen — und man kann es nicht, man kann es nicht!"

„Warum denn nicht?"

„Lieber Freund, Sie sind ja kein Jurist! Ach, warum sind Sie kein Jurist! Wenn Sie ein Jurist wären — welches Glück für unser Volk! Wollen Sie nicht nachträglich Jura studieren? In sieben Jahten könnten Sie den Staatskonkurs machen — aber so! Das sehen Sie doch selber ein, dass man Sie so im Staatsdienst nicht brauchen kann! —"

Der weise Mann schlug ein helles Gelächter auf. — Der hohe Würdenträger aber klingelte und liess den unverschämten Kerl hinauswerfen.

Da schüttelte dieser den Staub des Landes von seinen Füssen und zog nordwärts zu einem grossen, stammverwandten Volke. Dort suchte er den höchsten Beamten des Bundes auf und setzte ihm seine Pläne auseinander.

Auch dieser war starr vor Bewunderung über so viel Weisheit, über so grosse und klare Gedanken. Als er sich gesammelt hatte, sagte er:

„Ihre Papiere!"

Der andere gab sie ihm und der allmächtige Würdenträger las sie durch.

Dann fing er an zu lachen, dass es ihn nur so schüttelte.

„Das ist aber schon zu toll! Endlich hätte man da einen, der uns von Übeln befreien könnte, an denen sich schon tausend weise Häupter die Zähne ausgebissen haben! Man brauchte ihn bloss an die richtige Stelle zu setzen, aber es ist zu dumm! — es geht nicht!"

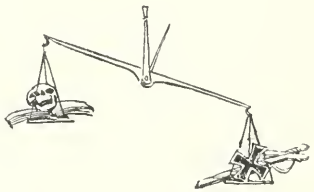
„Ja, warum denn nicht?"

„Aber lieber Mann! Sie haben ja nicht einmal die

Qualifikation zum Reserveoffizier! Man kann doch ein grosses Volk, wie das unserige, nicht durch einen Gefreiten der Landwehr glücklich machen! Wie wär's, wenn Sie Ihr Einjährigenexamen nachholten?"

Der weise Mann schlug dieses Mal kein Gelächter auf, denn er war gewitzigt. Aber er schüttelte auch dieses Landes Staub von seinen Füssen und kehrte wieder zurück in seine Einsamkeit.

Dort verfasste er einige Zeitungsartikel und starb bald darauf in einer Strafanstalt, in die man ihn wegen Amtsehrenbeleidigung und Verhöhnung staatlicher Einrichtungen verbracht hatte.



DER SIEGER

Heute war ein grosser Abend für den literarischen Stammtisch in der Zentral-Bar. Der Tisch war festlich gedeckt. In schlanken Vasen standen schlanke Blumen. Auf jeder Serviette lag eine bleichduftende Orchidee. Die Tischkarten waren von blassem Violett. Zwei Stühle waren bekränzt: Lorbeer und dazwischen müde Teerosen! Zwei Genossen des literarischen Stammtisches wurden heute zum ersten Mal „aufgeführt." Ein Herr, dessen Krawatte beinahe nicht mehr aufhörte, sass seit acht Uhr da und belegte den Tisch; hin und wieder schrieb er matt lächelnd einen Geistesblitz auf das Tischtuch! Dann und wann trank er auch einen Whiskey-Cocktail dazu. Nach zehn Uhr gesellte sich zu dem Herrn ohne Wäsche ein anderer Herr, dem man ansah, dass er aus dem Theater kam, denn auf seinem Hut steckte noch eine vergessene Garderobenummer.

„Nun, wie war's!" fragte der erste.

„Scheusslich! Bombenerfolg! Der arme Reginald! Unliterarisch bis in die Knochen! Aber ich hab's ihm immer gesagt! Ich glaube, die Kerls klatschen n o c h!"

Sie nahmen jetzt das Blumengehänge von dem einen

Stuhl und bekränzten den andern doppelt. Dann warteten sie. Der Zweitgekommene nahm einen Sherry Flip. Nach und nach kamen mehrere, denen man ansah, dass sie alle zu einander gehörten, obwohl sie einander sehr unähnlich waren. Jeder hatte irgend etwas an sich, was die Verachtung gegen den Bildungsphilister deutlich ausdrückte: Gamaschen ohne Knöpfe, eine transzendentale Krawatte, Manschetten, die schon dreimal umgedreht waren, Sammetaufschläge auf dem langen, schwarzen Dekadentenrock, eine individuelle Seidenweste, geplatzte Stiefeln — mehrere hatten den Schnurrbart rasiert; einige hatten um den Hemdkragen herum und in der Gegend der Ohren schwarzgraue Schatten, welche die edelbleichen Gesichter noch edelbleicher erscheinen liessen. Einer war pikfein und hatte eine tellergrosse Gardenia am eleganten Frack stecken; das war der, welcher meistens den Sekt bezahlen durfte. Er hatte sogar Lackschuhe an.

Um halb elf Uhr kam ein neuer Trupp und in seiner Mitte ein junger Mensch, dem die schwarzen Haare bis an die Nase herabhingen und der noch bleicher war, als die andern. Er hatte einen schwarzen Cow-Boy-Hut mit unsäglicher Krempe. Seine Freunde umdrängten ihn. Einer schrie:

„Heil dem Sieger!"

„Heil dem Sieger!" echoten die andern.

Der Bleiche liess sich in den bekränzten Stuhl fallen, ohne lang zu fragen, für wen dieser gehörte, und dann sagte er matt, mit einem leichten galizischen Accent:

„Bitte, Sekt! Aber schnell!"

Man schenkte ihm ein und er schlürfte mit schöner Gebärde aus dem schlanken Stengelglas. Übrigens hiess er Ladislaus Maria Neuenstern.

„Warst du zufrieden?“ fragte einer. Man hatte nämlich im „Exclusiven Theater“ an diesem Abend Neuensterns vielberedetes Werk „Aasgeruch, ein dramatisches Symbol in fünf Trümmern“ zum ersten Male aufgeführt. —

„Wundervoll! Einzig! Mehr, als ich erwarten durfte!“ sagte jetzt Ladislaus, dem der Pommery die Lebensgeister ein wenig geweckt hatte. „Nach dem ersten Akt — ‚Trumm‘ wollte ich sagen! — verlegenes Schweigen! Sie waren wie vor den Kopf geschlagen. Nach dem zweiten Trumm Grinsen! Blödes, albernes, viechisches, banausisch dummes Grinsen! Dann kam die Nachtszene in der Anatomie, wo der junge Doktor mit der Tochter des Anatomiedieners am Seciertische kneipt, am selben Seziertische, auf dem seine verlassene Geliebte als Leiche liegt. Mit dem Leintuch, das sie bedeckt, will er ein Glas auswischen — —“

„Wie fein!“ warf der mit den Samtaufschlägen dazwischen.

„— — da erblickt er sein Opfer, wird plötzlich irrsinnig, reisst ihr das Herz aus der Brust und fängt an zu schuhplatteln. — Der Vorhang fiel. Glaubt ihr, die Idioten hätten einen Nervenchoc gekriegt, einen eiskalten Schauder, Weinkrämpfe oder so was? Gelacht haben sie, gebrüllt haben sie! Gejohlt haben sie! Miau geschrieen haben sie!“

„Unnnn—gllaublich!“ flüsterte einer, der mit den dreifach gewendeten Manschetten.

„Das vierte Trumm, fuhr der Poet fort, indem er sich ein grosses Stück morgenrosigen Lachses in elfenbeinblasser Hollandaise auf den Teller legte, dieses Trumm halt ich selbst für das Beste am Stück. Wie der Held in der Gummizelle mit dem Kopf gegen die Wand rennt und vierzehn

Minuten lang bloss: Lala—tata—lolo—toto! stammelt — das hätte wirken müssen! Als der Vorhang fiel, zog einer einen Hausschlüssel aus der Tasche und pfiff. Die andern pfiffen mit, auf Hundepfeifen, auf den Fingern, auf blechernen Bleistifthülsen. Es war grossartig! Aber es war noch nichts gegen den letzten Aktschluss. Das fünfte Trumm, wie ihr wisst, spielt im Zuchthaus! nachdem der Held von den Gerichtsärzten für zurechnungsfähig erklärt und wegen Leichenschändung verurteilt worden ist. Der Prediger der Strafanstalt — ihr werdet vielleicht sagen, ich hätte mich an Strindberg erinnert — aber das sind Äusserlichkeiten! — kommt und redet dem Gefangenen liebevoll zu. Dieser verspricht dem Geistlichen katholisch zu werden, und wie der Kaplan den Kerker verlassen hat, hängt sich der Held an seinen Hosenträgern auf, nachdem er die Worte gesprochen: „Es ist zu dumm!" — Und nun das Publikum: Schreien, Lachen, Brüllen, Trompeten, Pfeifen, Trampeln! Ein Höllenspektakel! Ich erscheine vor der Rampe — der Lärm verzehnfacht sich! Ich strecke die Zunge heraus! Man wirft mit harten Gegenständen! Ich werfe wieder — man wirft mich hinaus!"

Aufatmend hielt er inne und nippte sein Glas aus. Dann sagte er mit stolzem Erröten:

„Es war herrlich! Es war ein Sieg auf der ganzen Linie!"

„Hoch der Sieger!" schrien sie, schwenkten die Gläser und warfen sie an die Wand, denn bezahlen musste sie doch der mit der Gardenia. Sie flochten Ladislaus Maria Lorbeer um die Stirne, die der Sekt jetzt gerötet hatte und an der wirre Haarsträhne klebten. Der mit der transzendentalen Krawatte stieg auf seinen Stuhl und dröhnte:

„Ja, wir bringen unser Glas dem Sieger. Er ist ein Herrenmensch ohne Furcht und Rücksicht, er hat das Publikum überwunden mit einer literarischen Tat ohne Gleichen. Er hat bewiesen, dass die Masse der Schneider und Handschuhmacher nicht wert ist, den Vorhang zu lüften, vor dem Tempel der Zukunft, sie — die Besiegten!"

„Sie sind Ochsen!"

„Rhinozerosse!"

„Schweinehunde!"

So tönte es durcheinander. Als es ruhiger geworden war, weil das Roastbeef kam, erzählte der mit den knopflosen Gamaschen:

„Wisst ihr, was ich meinem Blatt telegraphiert habe? Erstaufführung von Neuensterns ‚Aasgeruch'. Glänzend, begeisterte Ablehnung. Publikum, von Akt zu Akt tiefer sinkend, biss sich wimmernd die Zähne aus an den Schönheiten der Dichtung!"

Beifallsgetöse! — —

Fast unbemerkt hatte sich inzwischen ein neuer Gast an den Tisch gesetzt und sich ein Schöpplein Laubenheimer geben lassen. Seine Krawatte war von kaum nennenswerter Höhe und er hatte ein frisch gerötetes Gesicht. Es war Reginald Müller, der mit seinem Lustspiel „die Verlogenen" in einem anderen Theater heute jenen Bombenerfolg errungen. Als der Lärm um den Literarischen vertost war, fragte ihn der Mann mit den Gamaschen herablassend:

„Na, du hast ja Erfolg gehabt?"

„Ja, einen glänzenden noch dazu! Nach jedem Akt viermal gerufen, am Schlusse acht mal! Immer wieder mussten die Darsteller Lachpausen machen. Der Direktor

wettet auf achtzig bis hundert Wiederholungen.“ Da sagte der Knopflose mit einer Stimme voll warmen Mitleids, indem er ihm die Hand drückte mit seinen beiden Pfoten, so wie man's bei einer Beerdigung den Leidtragenden macht:

„Nimm dir's nicht zu Herzen, armer Tropf! Du kannst es trotzdem noch zu was bringen! Wegen dieser einen Blamage soll dich keiner von oben ansehen! Du warst ja sonst immer ein ehrlicher Künstler! Das Lorbeergewinde haben wir dir freilich vom Stuhl genommen, denn, schliesslich, — dass die Sache so jammerbar ausfallen würde, hatten wir doch nicht erwartet!“

Ein anderer meinte:

„Du musst dir eben deine literarische Reputation wieder erringen durch eine Arbeit, die das Gesindel gehörig vor den Kopf stösst. Bis dahin brauchst du ja nicht an den Stammtisch zu kommen, wenn du dich genierst!“

Und wieder ein anderer sagte:

„Man kann ja trotzdem ein anständiger Mensch sein —“

Und der Sieger warf über den Tisch herüber:

„Freilich! Auch wenn man kein Talent hat!“

So drückten sie Reginald ihr Beileid aus. Der sass ganz verblüfft und still vor seinem Schoppen und indessen die andern wieder den ausgepfiffenen Sieger beweihräucherten, kümmerte sich um den erfolgreichen jungen Poeten kein Hund. Effektiv keiner. Als Reginald dem Fox Terrier des reichen jungen Herrn im Frack ein Stückchen Schinken geben wollte, wandte sich das Vieh mit einer unsagbar verächtlichen Gebärde ab. Auch vom Champagner wurde jenem nicht eingeschenkt und das Essen liessen sie ihm auch nicht nachservieren. Keiner redete mit ihm. Der Dichter der „Verlogenen“ schlürfte seinen Laubenheimer

und während er so als Ausgestossener unter den Berufenen sass, ging ihm langsam ein Licht auf — — —

Aus seinen Träumen schreckte ihn plötzlich die Stimme des Jünglings mit den Sammetaufschlägen empor:

„Müller! Beim Repartieren der Zeche treffen dich dreiundzwanzig Mark. Das andere hat Hans Emil übernommen!“ Hans Emil war der Dichter mit der Gardenia.

Dann gingen sie und verteilten auf dem Heimwege untereinander die Welt. Für Reginald blieb nichts übrig, und als der Gamaschenmann unter der Haustür des Überwinders von diesem Abschied nahm, sagte er:

„Unter uns: Reginald gebe ich total verloren: Der Moloch Erfolg frisst sie alle auf, wenn er sie mal in den Krallen hat! Nur dich nicht! Dich nicht, gelt Ladislaus Maria?“

„Nie!“ lallte der Sieger.

Im Schlaraffenland

Dass man sich erst durch einen Wall von Reisbrei durchfressen müsse, ist ein Schwindel. Das wäre ein trauriges Schlaraffenland, in das einer ohne Indigestion nicht hineinkäme! Nein! Es war in der letzten Maiweinzeit, im Ratskeller war es heiss gewesen und Eduards Idee, eine Flasche alten Sherry in jede Bowle zu giessen, war einfach wahnwitzig! Als wir fortgingen, dämmerte es — schon oder noch? Ich weiss es nicht. Jedenfalls ging ein furchtbarer Wind, denn die elektrischen Mondkugeln schwankten an ihren Drähten, und ihre Masten tanzten wie Schilf im Sturm. Dann muss ich in einen unrichtigen Zug gestiegen sein, denn als mich ein gewaltiger Ruck aus dem Schlaf weckte, schrie draussen ein Mann „Schlaraffenland!" und mein Billet lautete nach ganz wo anders. Aber nun war ich schon einmal da, und der freundliche Beamte auf dem Perron sagte salutierend: „Bitte, das macht gar nichts!"

Im Stationsgebäude wurde das Gepäck revidiert — aber wie! Die Beamten sahen die Kleider durch, nähten die abgerissenen Knöpfe an, füllten die Reiseflasche auf, nachdem sie höflich gefragt: „Henessy X X O, oder Bisquit

Dubouché 1830er?“ Schliesslich kam mir einer über die Zigarren, die ich im Dusel nicht deklariert hatte, roch daran, sagte „Pfui Teufel!“ warf sie in die Ecke und stopfte mir den Koffer mit grossen halbdunklen Manuel Garcias voll, bis nichts mehr wackelte. Das nennt man dort Tabakmonopol.

Vor dem Bahnhof bestieg ich eine Taxameterdroschke, um eine Rundfahrt durch die Stadt zu machen. Alle hundert Meter fiel ein Markstück aus dem Apparat als Entschädigung für die Zeitversäumnis. Der Kutscher war Professor der Kunstgeschichte und plauderte entzückend über alle Merkwürdigkeiten der Stadt. Im Pflaster waren keine Löcher; die Leute sprengten die Strasse, ehe sie fegten, und darum gab es auch keinen Staub. Auf dem Bürgersteig hielten sich alle Leute rechts, sogar die Damen. In Deutschland war ich also nicht. Überhaupt nicht. An jeder Ecke stand kein Schutzmann, selbst da nicht, wo er ganz unnötig war. Nirgends lag ein gefallener Droschkengaul, denn im Schlaraffenland schlafen die Kutscher nachts in ihrem Bett, nicht bei Tag auf dem Kutschbock.

Es war herrlich und wie waren die Leute nett! Man sah weit und breit keinen Gecken, aber lauter hübsch angezogene Menschen und auch die Arbeiter gingen sauber, ohne mit Mörtelflecken, Ziegelmehl, Wagenschmiere und Kohlenruss an Gesicht und Kleidern zu renommieren. Wer sich dort als Gigerl aufspielen will, muss dafür 14 Tage als Pithekantropus im zoologischen Garten sitzen. Gar nett und flott waren die Leutnants; sie blickten so freundlich und herablassend auf die andern Schlaraffen, als ob diese ihresgleichen wären, und wenn ein Soldat sie grüsste, so dankten sie ihm nicht nur mit müde erhobenem Zeige-

finger. Wenn ein Schlaraffenleutnant bei einer Überhebung betroffen wird, muss er zur Strafe ein Monocle tragen und das fürchtet jeder, denn sie sehen gerne aus wie vernünftige Menschen. Auch den hübschen Mädeln sehen die Leutnants nicht mit dem bewussten Blick nach, der heisst: „Da schau mal, was ich für ein Tausendsasa bin! Wenn du recht artig bist, darfst du dich in mich verlieben!"

Übrigens verlieben sich die Mädels im Schlaraffenland nur in einen Leutnant, wenn er auch in Zivil ein netter Kerl ist; sie heiraten bloss die Menschen, nicht die Kleider. Das ganze Frauengeschlecht dortzulande ist überhaupt höchst merkwürdig. Das letzte Korsett ist vor zehn Jahren im pathologischen Museum aufgehängt worden; sie tragen keine toten Vögel auf dem Hut und wenn ihnen der Konfektionsmeier eine Geschmacklosigkeit als letzte Neuheit aufhängen will, wenden sie ihm sanft lächelnd die Kehrseite zu und kaufen wo anders. Sie tragen keine Schleppe; fegen darum auch den Leuten keine Mikrobenwolken in die Nasen und wissen recht gut, dass ihnen fussfreie Kleider besser stehen, so klein und hübsch sind ihre Füsschen. Sie sind freundlich auch mit Herren, die kein Geld haben und auch sonst nicht geheiratet zu werden wünschen, sie spielen nur Klavier, wenn sie's können, treiben keine Brandmalerei und sammeln keine Liebigbilder. Das Heiraten wird nur erlaubt, wenn er sie oder sie ihn ernähren kann, aber durch Hand- oder Kopfarbeit, nicht durch Papas Rente. Das ist schlimm für die Mitgiftjäger; wer sich hier von seiner Frau ernähren lässt, muss auch ihren Namen annehmen. Darum kann sich dort keine Öl- oder Schweine-Prinzessin einen altadeligen Namen mit dranhängendem Roué kaufen. Denn wenn sie Rockfeller, oder

Gould, oder Veigelstein heisst, muss er sich auch so nennen und dann hat sie nichts davon. Er täte es ja trotz alledem! Fällt eine Ehe unglücklich aus, so schicken die Betreffenden einfach Karten aus „Als Geschiedene empfehlen sich . .“ und der ganze Jammer ist vorbei. Ehen von Leuten, die sich nicht mögen, heisst man dort Konkubinat. Die Kinder erzieht der Staat, und da so jeder Mensch was lernt und es dank dem 24stündigen Regierungswechsel keine privilegierten Stände gibt, gibt es auch keine soziale Frage. Sogar die Dümmsten kommen gemächlich fort; man bezahlt ihnen eine Rente dafür, dass sie sich verpflichten, sich um kein Amt zu bewerben. Je dümmer einer ist, desto mehr kriegt er.

Überhaupt ist Schlaraffien ein grossartiges Land. Die Verfassung ist eine Art konstitutionelle Monarchie. Alle Tage um 9 Uhr wird der König durchs Los bestimmt, um 12 Uhr fängt er zu regieren an und vierundzwanzig Stunden später hörte er wieder auf. Bis er die Krone aufprobiert, sich in den Spiegel geguckt, seine Freunde zu irgend was ernannt, sich photographieren lassen, eine Hoftafel gegeben, einer Vorstellung im Hoftheater beigewohnt, im Paradebett geschlafen und am nächsten Morgen eine Programmrede gehalten hat, die verfassungsgemäss weder steno- noch telegraphiert, noch gedruckt werden darf, ist die ganze Herrlichkeit wieder vorbei.

Zwei Parlamente gibt's im Land: ein Oberhaus, für das nur die intelligenten Leute aller Stände wählen dürfen, und ein Haus der Trottel, in dem sich die Streber ungeniert ausschwätzen können. Erblich sind die Sitze nur im letzteren. Das Oberhaus ernennt die Minister. Für die Session erhält jeder Abgeordnete 100000 Mark Ent-

schädigung, aber für jeden Sitzungstag wird ihm ein Tausender abgezogen. Man glaubt gar nicht, wie kurz da die Sessionen ausfallen. Die Presse beschäftigt nur kluge und witzige Leute. Kunstkritiken, Skandalprozesse und Berichte über Unglücksfälle kommen nie in die Zeitung. Wer in seinem Blatt einen erwiesenen Übelstand des öffentlichen Lebens oder Fehlgriff der Regierung am gröbsten gerügt hat, bekommt den Titel Dr. press. Orden gibt's in Hülle und Fülle. Das königliche Münzamt gibt sie jedem unbescholtenen Staatsbürger zum Selbstkostenpreis ab und wer Lust hat, kann sich nach eigenem Geschmack welche anmessen lassen. Es tut's aber fast keiner und dekoriert sieht man nur Hofchargen und Tenoristen.

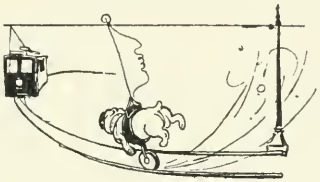
Das erzählte mir alles mein Rosselenker vom Bocke herunter. Schliesslich hielt er vor einem Gasthaus, wo einem zwar keine gebratenen Ferkel zwischen die Beine liefen und keine getrüffelten Fasanen in den Mund flogen, aber allerliebste Mädchen aufs angenehmste bedienten. Diese kümmerten sich um jeden Gast, auch wenn er kein Student war und nicht nach Jodoform roch. Das Beefsteak kostete nur halb so viel und war noch einmal so gross, aussen braun und knusprig, innen zart wie eine Teerose. Als ich meinen Wein kostete, stand, vor Erwartung zitternd, der Wirt dabei und als ich ihn lobte, jauchzte er: „Gott sei Dank, dass er Ihnen schmeckt!" Mit blühweissen Fingern bediente mich meine Hebe, aber als ich ihr ein Trinkgeld geben wollte, fing sie aus Kränkung an, bitterlich zu weinen und verzieh mir erst, als sie hörte, dass ich ein Fremder sei. Zum Abschied gab sie mir ihr Bild, ein Veilchensträusschen und einen Kuss in Ehren. Ich kann das Lokal jedem empfehlen. Die Hebe heisst Amalia.

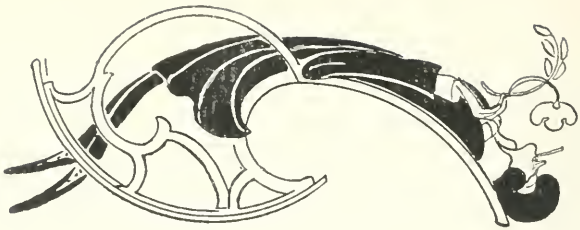
Kaum war ich wieder auf die Strasse getreten, als sich mir ein freundlicher Herr näherte und mich bat, ihm aufs Rentamt zu folgen. Aha! dachte ich, jetzt kommt die andere Seite der Medaille. Aber nein! Oben sass ein Beamter und fragte nach meinem Einkommen. Ich nannte eine Summe, er zog die Brauen hoch und sagte: „Das genügt freilich nicht, und Sie müssen sich schon auf eine Draufzahlung gefasst machen! Hier ist die erste Rate!“ Er gab mir ein Päckchen Banknoten, so dick wie Schillers sämtliche Werke in einem Band, und als ich auf der Gasse war, kam mir die Stadt noch einmal so schön vor. Keine Telephondrähte in der Luft, kein elektrischer Wagen, überall Asphalt und alle Fuhrwerke auf Gummirädern, sogar der „grüne Wagen“ der Polizei, dessen Insassen mit den eskortierenden Schutzleuten schäkerten. Überhaupt ist die Justiz hier milde, wenn auch gerecht; es geschieht einem Jeden, was er einem andern angetan hat; similia similibus — sie nennen's das homöopathische Strafrecht. Wenn z. B. ein Student Nachts durch Gebrüll die Ruhe stört, so muss er mit einigen hand- und trinkfesten Polizisten zwei oder drei Nächte durchkneipen, damit er weiss, wie's tut, wenn man nicht schlafen kann; bei jeder Prügelei sorgt die Polizei dafür, dass beide Teile gleich viel Schläge kriegen, und wenn ein Geschäftsmann betrogen hat, muss er mit dem betrogenen Kunden Skat spielen und dieser darf mogeln nach Herzenslust. Das Strassenbild ist überall friedlich und behaglich. Die Strassenbahnen, Automobile, Kinderwagen, die Betrunkenen, die Velozipedisten, Schusterjungen, berittenen Gendarmen und was sonst den Verkehr stört, bewegen sich unterirdisch. Im Winter sind die Strassen gut geheizt, im Sommer durch eine Kältemischung abgekühlt. Eine herrliche Gegend!

In der Kunstpflege herrscht ein Verfahren, das man bei uns nicht kennt und das verblüffend einfach ist: der Tüchtigste kriegt immer den Auftrag. Für Talentlose sind eigene Kunstentwöhnungsanstalten eingerichtet, wo die Patienten so lange mit ihren eigenen Produkten umgeben und geplagt werden, bis sie's nicht mehr aushalten. Mit dem freiwerdenden Material von Bildern, Manuskripten und Partituren heizt man die öffentlichen Gebäude. Selbst die berühmtesten Leute malen im Schlaraffenland keinen Kitsch aus Angst vor dem Professortitel, den jeder bekommt, der nachweisbar schlechter arbeitet, als er kann.

Und so weiter! Während ich mir alle diese Kenntnisse gesammelt hatte, war es spät geworden, ich fühlte mich plötzlich von einem Schutzmann auf die Schulter getippt und eine bärtige Stimme sagte: „Mein Herr, jetzt müssen Sie doch endlich einmal was essen, hier ist eine Einladung zur Hoftafel! Wenn Sie nicht eilen, sind die Austern schon abserviert!" Ich dankte höflich, denn ich hatte keinen Frack mit. Der Schutzmann wurde dringender. Ich lehnte energisch ab — er nahm mich bei dem Arm und schob mich dem Schlosse zu. Ich schimpfte über diese Beeinträchtigung meiner persönlichen Freiheit. Der Schutzmann wurde grob und sagte: „Jetzt ist's genug, genörgelt wird hier nicht — Sie sind wohl aus Deutschland?" „Jawohl!" sagte ich, „aber ein nettes Schlaraffenland, in dem man nicht aufbegehren darf!" Schwupp! sass ich mit ihm in einer Droschke, die bis zum Bahnhof fuhr und er sagte: „Nur recht freundlich, sonst merken die Leute, dass Sie auf den Schub kommen!" Ich lächelte, kochte vor Wut und nahm entrüstet die Entschädigung für Zeitversäumnis aus dem Taxameter. Der Schutzmann wachte auf dem Bahnhof darüber,

dass ich in den richtigen Zug stieg, besorgte mir noch schnell etliche paar heisse Würsteln und ein kaltes Huhn und verschwand spurlos. Inzwischen rollte der Zug nach Dingsda weiter und es tat mir eigentlich leid, dass ich keinen Frack mitgenommen hatte, denn sonst wäre ich heute noch im Schlaraffenland.





Überfühlfein!

Hans Wimmerl, ein Dichter, hatte sich vorgenommen, der allersensitivste Mensch auf der Welt zu werden, koste es, was es wolle.

Anfangs ging's ihm mit dem Sensitivwerden, wie dem Vetter im Märchen, der das Gruseln zu lernen begehrte. Es wollte nicht, seine Nerven waren zu gut, sein Gehirn zwar von geringem Durchmesser, aber durch und durch undurchweicht.

Aber dann gewann Hans die Gunst und Bekanntschaft von Kurt Onuphrius Knotemann, dem grossen Ästheten, Dichter und Förderer junger Talente. Man sieht daraus, dass Hans noch sehr jung war und viel überflüssiges Geld hatte. Kurt Onuph, wie ihn seine Freunde nannten, nahm sich Hansens und seiner Nerven an, er wurde sozusagen sein Trainer.

„Zuerst," sagte er, „junger Freund, machen Sie sich einen anständigen Namen! Schreiben Sie sich mit Ypsilon. Nehmen Sie einen accent grave aufs e! Und dann bitte ein paar nette Taufnamen! Mit einem einzigen Rufnamen läuft man heutzutage beinahe wie nackt in der Literatur herum.

Also zum Beispiel: Hans Kaspar Damian Simplizius Theobald Wymmèrl. Nett — was? Und dann muss die brutale Gesundheit Ihrer Nerven weg! Drüben unterm Tor sitzt ein Sägenfeiler. Setzen Sie sich zu dem Mann und lesen Sie Gedichte von Stefan George dazu — hin und wieder auch ein bissel Mombert oder Schur. Wenn Sie eine Stunde gelesen haben, dann versuchen Sie, den Sinn des Gelesenen aus dem Gedächtnis niederzuschreiben. Sie werden sich dann bald sensitiver fühlen!"

Die Kur schlug an. Nach acht Tagen fühlte Hans Kaspar Damian bald ein vielverheissendes Kribbeln den Rücken entlang und konnte schon Gedichte machen, die auf den Titel Nervenkunst Anspruch erheben durften. Aber es war doch noch nicht das Richtige.

„Sie müssen sich mit allen Künsten beschäftigen, junger Freund," sagte Kurt Onuph. „Sammeln und enträtseln Sie Bilder von Jan Toorop und Fernand Khnopff! Richten Sie sich stilvoll ein. Und vor allem: Tauchen Sie unter in die Geheimnisse der Farbe! Denn hier ist der Punkt, wo sich die grosse Sensibilität offenbaren mag! Und dann produzieren Sie, lassen Sie drucken, lassen Sie sich von der Banausenkritik herunterreissen! Lernen Sie die Crapule verachten! Üben Sie sich in Selbstgenügsamkeit! Gehen Sie in die Höhe, nicht in die Tiefe! Alles Durchsichtige ist gemein; die wahre Schönheit ist opak. Letzteres goldene Wort schenke ich Ihnen!"

Hans Kaspar Damian klappte ehrerbietig sein Scheckbuch zu, dem er eben einen bedeutsamen Streifen für den Meister entnommen hatte und empfahl sich.

Seine Wohnung wurde eine Sehenswürdigkeit. Jan Toorop malte zwei Jahre lang nur für ihn. Bilder, deren

Empfindungslinien über die Leinwand hinaus auf den Rahmen, über den Rahmen hinaus auf die Wand, über die Wand hin nach dem Fenster, zum Fenster hinaus als Stuckornament liefen, auf der Fassade sich fortsetzen und oben im Blitzableiter ausklangen. Hans Kaspar besass einen Fernand Khnopff, den auch der tiefsinnigste Denker zu ergründen nicht einmal versuchen zu wollen den Plan zu fassen die Idee hatte; er hiess: Die grüne Nase. Dann liess sich Hans Kaspar von einem Malerfürsten malen, nach eigener Idee: möglichst wenig, nur die Quintessenz! Der Malerfürst malte ihm auf einem mit wundervollem Vandyck-Braun lasierten Grund die zwei Glanzlichter der Augen und weiter unten einen grünen Klecks — die Krawatte.

Hans Kaspar hatte auch ein eigenes Empfindungs-Atelier, das Juwel seines Hauses. Es war mit wasserleichenfarbigem Atlas ausgeschlagen und hatte venenblutrote Vorhänge. Sonst sah man nichts darin, als einen Tisch und einen Stuhl. Der Stuhl war von einem gottbegnadeten Möbeldichter für Hans Kaspar eigens zum Empfinden gemacht. Man konnte ohne schmerzliche Gefühle nicht auf ihm sitzen. Auch ein Gemach für ganz düstere Stimmung war da. Die Fenster bestanden aus dickem Rubinglas; jeder Photograph hätte seine Freude an dieser Dunkelkammer gehabt. Sie war aber nur für die Stunden, wo sich Hans Kaspar nach purpurner Finsternis sehnte.

Als er sich fertig eingerichtet hatte, rief er seinen Meister.

„Ganz nett," sagte der, „für einen Sensitiven von bescheidenen Ansprüchen. Ich dächte aber, Sie wollten höher hinaus? Das ist alles zu bewusst, zu klarfühlig! Alles Bewusste ist schliesslich trivial! Die edle Sensation kommt

unmittelbar über die Nerven. Auch was Sie da an Kunst haben, ist zu bewusst. Sogar Jan Toorop kommt mir manchmal vor, als wüsste er, was er will. Sie müssen lernen, das Primitivste zu geniessen. Das Kindliche ist das wahrhaft Kostbare. Studieren Sie die urtönige Poesie des Lallens! Auch dies Wort schenke ich Ihnen."

Hans Kaspar liess sich jetzt von dem vierjährigen Knaben Moriz Handzeichnungen schaffen, die von kostbarster Ursprünglichkeit waren. In Rahmen aus ziseliertem Iridium hängte er sie an die Wand. Er mietete sich einen Säugling, zwickte ihn irgendwo und dichtete dessen Schmerzensgewimmer in unartikulierten Strophen nach, die er unter dem Titel „Frühweh" auf weisse Seide drucken liess. Kurt Onuph schrieb die Kritiken und nannte darin Hans Kaspar den „esoterischen Goethe der Mitzeit." Andere Leute nannten ihn anders. Glücklich war er nicht. Er fühlte, dass er noch nicht erreicht hatte, was er wollte.

„Junger Freund," sagte Kurt Onuph, „Ihr Genius drängt mit Macht nach der höchsten Stufe. Aber auch das Primitivste ist nicht ganz unmittelbar. Unmittelbar ist eigentlich nur die Idiosynkrasie. Sie leiht das starke Gefühl, dessen Empfinder sich nicht Rechenschaft gibt, woher es kommt. Ein ganz feiner Nervenmensch, ein Nervenaristokrat, wie ich ihn nennen möchte, müsste in allen Stücken von Idiosynkrasie beherrscht sein."

Das sagte Kurt Onuph auf einem Spaziergang. Sie kamen an einem Ebereschenbusch mit roten Beeren vorbei.

„Pfui Teufel!" sagte Hans Kaspar. „Rot und Grün, wie ordinär!"

„Famos!" sagte sein Lehrmeister. „Bilden Sie diese Abneigung zur Idiosynkrasie aus, Sie sind auf dem besten Wege!"

„Die Natur ist überhaupt eine Schweinerei!“ rief Hans Kaspar, der anfing, sich zu fühlen.

„Sie sind nicht nur fühlfein, sondern auch Neudenker,“ meinte der andere, indess Hans Wimmerl wieder nach seinem Scheckbuch griff.

Dieser fing jetzt energisch an, sich in seiner Idiosynkrasie gegen grün und rot weiter zu entwickeln. Einem Kellner, der ihm Hummer und grünen Salat anbot, gab er eine Ohrfeige. Mit einem bayerischen Chevaulegersleutnant hatte er eine Säbelmensur, weil er dessen rotgrüne Uniform so despektierlich anschaute. Aufs Land hinaus wagte er sich nimmer, wegen der roten Blumen, die im Grünen stehen. Mit seinem Nachbar, der ein rotes Haus mit grünen Läden hatte, fing er einen Prozess an. Als er auf der „roten Linie“ der Pferdebahn einst die „grüne Linie“ kreuzte, fiel er ohnmächtig von der Plattform — aber mit den Worten:

„Es ist erreicht!“

Denn noch sensitiver konnte er unmöglich werden — wie er meinte. Für gewöhnlich trug er jetzt einen gelben Zwicker, der ihm die furchtbare Wirkung der verhassten Komplementärfarben neutralisierte. Aber die Idiosynkrasie war stärker, als die Gelbscheibe. Er litt unter jenen Farben, wenn er auch nur von ihnen hörte. Dagegen stimmten ihn zarte Kombinationen von Süsslila und Schwefelgelb ausserordentlich glücklich.

Damals fing er auch an, sich für jeden seiner anderen vier Sinne eine Idiosynkrasie anzugewöhnen. Er litt, wenn er das Knarren von Stiefeln hörte, und empfand Lustgefühle, wenn jemand mit spitzen Nägeln über mattpolierten Marmor kratzte. Er wurde krank durch den Geruch von

weissen Nelken, aber der Duft von faulen Gurken konnte ihn in Verzückung bringen. Wenn etwas nach Erdbeeren schmeckte, wurde er rasend; fand er aber an einer Speise einen leichten Beigeschmack von Baldrian, so stimmte ihn das heiter bis zum Grinsen. Am tollsten gebärdeten sich seine Gefühlsnerven! Bekam er einen rauhen Wollstoff anzufassen, ja nur zu sehen, so schrie er laut auf vor Nervenmarter; aber in namenlose Wonne versetzte es ihn, wenn er kostbaren Seidenplüsch gegen den Strich liebkosen durfte.

Seine Poesien wurden immer feiner und durchgeistigter.

„Nach mir kommt lange nichts und dann Hans Kaspar Damian!“ hatte Dehmel selber von ihm gesagt —

Da kam der furchtbare Tag . . . .

Hans Kaspar Damian war am Arme Kurt Onuphs spazieren gewankt und durch die verschiedenen Roheiten der Natur noch um Einiges gebrochener als sonst. Der Tag war heiss.

„Mich lechzt,“ hauchte der Dichter in seiner neuartigen Sprechweise. Sie kehrten in einem Wirtsgarten ein. Sie nahmen Platz. Es sass schon ein Mensch an dem Tisch.

„Grüss dich Gott, Wimmerl!“ brüllte dieser.

Hans Kaspar Damian fuhr mit zuckenden Mienen empor, dass ihm der gelbe Kneifer entfiel.

Auf ihn trat mit knarrenden Stiefeln ein dicker brutaler Kerl zu in einem grünen rauhen Lodenanzug, ein paar weisse Nelken im Knopfloch.

Hans taumelte.

„Dir ist nicht recht übel,“ sagte der rohe Mensch. „Da trink, es wird dir gut tun!“

Willensunfrei nippte der Dichter.

„Es ist Erdbeerbowle — ja, kennst du mich denn nicht mehr? Ich bin's, dein alter Freund Rot!" sagte der Grüne.

Da geschah das Entsetzliche . . .

Hans Kaspar Damian begann mit einem schrillen Lachen auf einem Bein im Garten herumzutanzen, krähte wie ein Hahn — und schrie immer wieder: „Es ist erreicht!"

Knarrende Stiefel, weisse Nelken, rauher Wollstoff, Erdbeeren, grün, Rot! — Das war zu viel auf einmal! Er war verrückt geworden.

Man baute ihm eine Polsterzelle, die mit süsslila Seidenplüsch und schwefelgelben Knöpfen ausgeschlagen war.

Und sein grosser Freund setzte ihm ein literarisches Denkmal:

überfühlfein
zuckungen Eines nervenbündels
gesehen Und mitgefühlt
Von
kurt onuph.
berlin Bei schuster Und löffler.

„Der weisse Esel“

Elegantes Schreibzimmer. An den Wänden Bücherschränke mit den Werken früherer Lustspiel- und Possendichter, stark mitgenommenen Jahrgängen aller Witzblätter, Anekdotensammlungen usw.

Personen: Zwei deutsche Dichter — A und B, Männer von einnehmendem, gewinnendem Äussern in den einträglichsten Jahren.

A: Lieber Freund! Die Saison kommt, die Welt schreit nach Kunst und wartet auf unser neues Stück. Haben Sie denn noch gar keine Idee?

B: Eine Idee! — Kleiner Schäker! — Ne, aber einen famosen Titel: „Der weisse Esel!“

A: Akzeptiert! Der weisse Esel ist brillant! Der weisse Esel ist grossartig! In diesem Esel erkenne ich so ganz Ihren Geist!

B: Notieren Sie sich den Witz für das Stück!

B: Scherz beiseite! Ich bin entzückt! Der Titel riecht förmlich nach Tantièmen! Das wird ein Bombenerfolg! Sie Goldmensch! — Einen Augenblick! (Eilt ans Telephon.) Bitte 2576, Korrespondenzbureau! . . . . . Hier A! Morjen

Cohnstein! Wollen Sie kleine Theaternotiz lanzieren? Ja? Schreiben Sie: Das Dioskurenpaar A und B . . .

A: Dioskuren is jut!

B: Das Dioskurenpaar A und B legt eben die letzte Hand an ein abendfüllendes — was ist es denn gleich, lieber Freund? Lustspiel oder Posse?

A: Lustspiel, wegen der Hoftheater! Die können es sonst nicht geben!

B: Also Lustspiel! — Es heisst „Der weisse Esel". — Machen wir's in Reimen oder Prosa?

A: Prosa! Kostümsachen ziehen nich mehr!

B: (Diktiert weiter.) Das Stück spielt in unserer Zeit und verspricht, wie Eingeweihte versichern —

A: Oller Haruspex! Er weissagt nach den Eingeweiden!

B: Au! (diktiert weiter) ein Werk von übersprudelndem Humor zu werden. Die neue Dichtung — —

A: Dichtung ist sojar sehr jut!

B: — — wird bereits anfangs nächsten Monats ihren Siegeslauf über die Bühnen antreten . . . . .

A: Siegeslauf is reizend!

B: . . . . Haben Sie Siegeslauf? Schön! Was sagen Sie zu der „Henry Clay" von gestern? Der reine Zucker, nicht? Sollen ein Stücker hundert haben, wenn der Rummel einschlägt. 'n Morgen, Onkel Cohnstein! — Schluss!

A: So, das wäre das Wichtigste! Und nu wollen wir ordentlich anfangen, zu arbeiten. Den Titel hätten wir. Was nun?

B: Wasser muss auf jeden Fall auf die Bühne, sonst sitzen wir auf dem Trockenen! Wasser zieht besser als alles andere. Nass müssen ein paar werden! Wie wär's,

wenn wir einen Akt auf 'ne Wasserrutschbahn verlegten?

A: Brillant! Aber erst den zweiten oder dritten. Man muss die ganz grossen Wirkungen nicht zu schnell verpuffen!

B: Vielleicht könnten wir den ersten Akt einmal auch im Dampfbad spielen lassen — das lässt sich so leicht machen, Dampf haben sie überall.

A: Und zum Aktschluss fällt die komische Alte in eine Moorbadewanne.

B: Herrlich! Für den zweiten Akt habe ich auch einen neuen Trick! Es kommt ein Mensch vor, der in etwas hineingetreten ist. Alles wendet sich von ihm mit Grausen —

A: Das wird furchtbar komisch!

B: Stellen Sie sich nur vor: Wenn sich alle die Nasen zuhalten! Ich habe daran gedacht, dass man mit Ammoniak und Schwefelwasserstoff wirklichen Gestank machen könnte . . .

A: Das geht noch über den wirklichen Regen und ist auch für die kleinen Bühnen nich zu teuer!

B: Wie machen wir es aber mit der Liebe? In den zweiten Akt gehört was fürs Gefühl! Eine Liebeserklärung mit zugehaltenen Nasen? Was?

A: M w! Aber es muss auch was rein zum Heulen, 'ne arme Waise, oder 'n Stiefkind, oder sonst was Süsses! ich habe der kleinen Lilly Meier derartiges versprochen, sie macht das so nett! Ich will die Szene auf meine Kappe nehmen.

B: Aber recht viel Schmalz, wenn ich bitten darf! Und mit was schliessen wir den Akt! — Mir fällt gar nichts ein. —

A: Halt, ich hab's! Ein Mensch, der seine Schwiegermutter in spe los haben will, lässt sie von einem Freunde auf einem Automobil entführen. Unter furchtbarem

Spektakel wird die Alte davongefahren, der Schlaumeier bleibt mit seinem Schatz allein und hinter der Szene hört man tuten und schreien.

B: Dieser Einfall ist unter Dichtern seine zwanzigtausend Mark wert. Sie sind grossartig, lieber A. Also für den zweiten Akt wäre gesorgt. Reichlich sogar. Den dritten muss die Wasserrutschbahn ausfüllen . . . . .

A: Ich hätte auch noch eine nette Mikosch-Anekdote. die wenig bekannt ist, die könnte man noch einschachteln . . .

B: Sind Sie freigebig mit Geistesblitzen! Na denn man zu! Rein mit dem Mikosch! Und jetzt den Schlussakt! Natürlich allgemeine Lösung der Liebeskonflikte. Aber wir brauchen was Lustiges . . .

A: Da ist hier in den „Fliegenden" ein Witz über einen Ansichtskartensammler.

B (liest den Witz): O Sie Verschwender! Aus dem Ansichtskartensammler machen wir ja ein neues Stück! Nehmen wir was Gebrauchtes, Solides, Bewährtes!

A: Sie haben recht. Wir verstecken den Komiker in einem Kleiderschrank und lassen den Schlüssel verlieren — ...

B: Und die Schwiegermutter in spe wird mit einer berüchtigten Anarchistin verwechselt, eine Situation, aus der sie der Liebhaber ihrer Tochter befreit . . . .

A: Versöhnung!

B: Verlobung!

A: Der düpierte zweite Liebhaber erscheint in einem weissen Flanellanzug . . . .

B: „Der weisse Esel!" — Das Publikum lacht sich schief!

A: Vorhang! Stürmischer Beifall. Die Autoren ver-

beugen sich. — Ich denke, die Sache wird grandios! Und jetzt die Rollen. Die Hauptsache sind gute Rollen. Und namentlich auch gute Episoden . . .

B: Der Komiker ist natürlich ein reich gewordener Rüpel, das ist er immer . . . . . vielleicht einmal Schornsteinfeger a. D. zur Abwechslung?

A: Nicht übel! Da kann man auch den Witz anbringen „Da geht er hin und k e h r t nicht wieder!"

B: Die komische Alte ist Radlerin, nich?

A: Aviatikerin! Immer das Aktuellste, wo man hat! Sie muss in Hosen auftreten, je dicker sie ist, desto komischer wirkt das!

B: Der erste Liebhaber fliegt auch, desgleichen seine Flamme! Die Leute spielen gerne in Sport-Dress.

A: Dann muss auch ein aus dem Auto gestürzter Chauffeur mit verbundenem Kopfe vorkommen!

B: Und ein Amateurphotograph!

A: Und ein zerstreuter Gelehrter, ein Botaniker . . . .

B: Sie altmodischer Mensch! Botaniker sind vieux jeu und wir wollen doch ne moderne Dichtung machen! Nehmen wir einen Meteorologen, der immer das falsche Wetter prophezeit! Das gibt Witz über Witz!

A: Einverstanden. Dann noch eins! Körperliche Gebrechen sind sehr en vogue: wie wäre ein junger Mann mit einer Hasenscharte . . .

B: Und ein junges Mädchen mit Plattfüssen, das ihn liebt!

A: Entzückend! Kostbar!

B: Dann will der Dingsda, der Alexander, eine Verlegenheitsrolle haben —

A: Der kann ja den Jüngling spielen, der in was getreten ist . . . .

B: Richtig! — Aber er möchte auch irgendwo hinausgeworfen werden und in irgendwas hineinfallen!

A: Das erstere kann er haben, das letztere is schon verjeben an die komische Alte! Die Leute sollten sich halt bescheiden. Aber so 'n Bühnenkünstler ist unersättlich!

B: Vielleicht genehmigen wir ihm dafür eine geplatzte Hose?

A: Meinetwegen! Und jetzt die Episoden! Vom letzten Stück ist uns noch ein Tiroler übrig geblieben, der immer „Woll, woll!" sagt. Stecken wir ihn in den „weissen Esel".

B: Sehr jut. Dialekt wird jetzt stark gefragt. Vielleicht auch noch einen Kurgast, der sächselt . . .

A: Und gelbe Nankingkleider trägt. Das tun die Sachsen immer!

B: Und dann noch einen witzigen Frankfurter Bankier!

A: Is jut! Für die Galerie noble muss auch was jetan werden! — Haben Sie sonst noch was?

B: Nein, ich dächte, das genügt!

A: Ach ja freilich! Es fehlt nur noch so 'n Bissel verbindende Handlung . . . . . —

B: Sie unverbesserlicher Pedant! Nun haben wir einen Sturz ins Moorbad, eine Automobilszene, eine Wasserrutschbahn und 'nen Jüngling mit Hasenscharte — und Sie wollen auch noch Handlung dazu. — Mir scheint, Sie wollen sich noch zum deutschen Klassiker ausbilden!

Hans und Marie

Eine durchaus normale Liebesgeschichte

Es war Frühling. Die Obstbäume blühten und unter den Hecken die Veilchen. Es war ein Frühling, so schön, dass ihm auch die Menschen ihre Herzen auftaten. Der Himmel blaute, die Sonne schien, die jungen Leute gingen ohne Paletot spazieren und auf den Gassen spielten jauchzend die Kinder. Die Alten aber sassen vor den Häusern in der Sonne und auch die ältesten von ihnen konnten sich an einen Frühling, so schön wie der, schlechterdings nicht erinnern.

Auch die Jungen hatten natürlich ihr Teil an dem wundervollen Frühling und ihre Herzen wurden weit, so weit — es ist ja gar nicht zu sagen! — —

Am offenen Fenster des schönsten Hauses in der kleinen Stadt sass ein junges Mädchen mit seiner Näharbeit, ein Mädchen, so hübsch wie der ganze Frühling, der draussen blühte. Aber ganz so sonnig wie dieser schien ihr Gesichtlein nicht. Wie Wolkenschatten lag's drüber und die grossen blauen Augen schimmerten feucht.

Was aber dies Lenzgewitter zusammengezogen hatte über dem Herzen der armen kleinen Marie, das war die Liebe!

Dem reichen Hause gegenüber in der gleichen Gasse lag ein recht unansehnlicher und altersschwacher Bau mit vielen Rissen und Sprüngen und niederen Fenstern. Und hinter einem von diesen Fenstern sass Tag um Tag ein junger braver Handwerksgesell an seiner Arbeit.

Da flogen denn die Blicke hinüber und herüber — und eines Tages hatten sie sich lieb, der Hans und die Marie. Sie sagten sich's auch eines Abends hinter den Stachelbeerhecken des Gartens.

Nun wäre für die beiden die Welt so voller Jubel und Glückseligkeit gewesen, wie der Kirschbaum, unter dem sie sich zum ersten Male küssten, voll von Blüten war. Aber — da war ein alter Zwist zwischen dem alten und dem neuen Hause, ein alter Zwist und eine alte Schuld und ein halsstarriger und geldstolzer Vater, der „Nein" sagte.

Herzensnot und Tränen kamen, Wirren und Sorgen, Hangen und Bangen, bittere Reden und süsser Trost, Argwohn und List, Hoffen und Harren, Schluchzen und Verzweifeln.

Aber irgend etwas hat zu guter Letzt Mariens Vater doch weich gemacht — das Schicksal, oder die Gicht, oder die treue Liebe der Beiden, Gewissensbisse, oder eine edle Tat des Schustergesellen — oder das alles zusammen.

Da sagte der Alte Ja und Amen und legte der schönen Marie den wackeren Hans in die Arme.

Und übers Jahr, als die Bäume wieder blühten und die alten Leute, die darunter sassen, sich wiederum keines Frühlingssonnenscheins erinnern konnten, so warm wie der, der eben auf ihre runzligen Gesichter fiel, — übers Jahr trug Frau Marie ihren ersten Buben zur Taufe. — — — —

Aufregend ist diese Liebesgeschichte nicht. Besonders romantisch ist sie auch nicht.

Aber eines ist sie gewiss: vollkommen normal!

Und noch eins: — für den Hans und die Marie — die schönste Liebesgeschichte, die sie überhaupt erleben konnten. Darüber ist nicht zu streiten. Sich wollen, sich kümmern und sich kriegen — das ist ein Rezept fürs Glück, unfehlbar und klar wie „Citronen, Rum und Zucker" zum Punsch. Wenn die Ingredienzien gut sind, muss das Ergebnis köstlich sein. — —

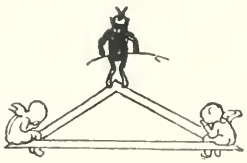
Und wem die Sache zu einfach ist, der kann sich aus den Bestandteilen dieser Liebesgeschichte ungezählte Variationen zusammensetzen.

Da kann z. B. die Marie im armen Hause wohnen und der Hans im reichen, die Geschichte kann im Winter spielen, statt im Frühling, der halsstarrige Vater kann auch eine hochnäsige Mutter, oder ein spekulativer Vormund sein. Der Hans kann die Marie auch nicht kriegen, oder die Marie den Hans nicht mögen. Oder der Hans die Marie nicht. Oder die beiden schlagen ein abgekürztes Verfahren ein, überspringen den ganzen Passus von Herzensnot bis Verzweifeln und gehen zusammen durch. Oder Mariechen trägt ihren Buben schon im Winter zur Taufe — vielleicht sogar schon im Herbst. Der Schustergesell kann auch ein Schneidergesell sein, ein Assessor, ein Weinreisender oder ein Einjährigfreiwilliger. Die schöne Marie kann eine Brünette sein, statt einer Blondine — auch im Charakter. Der Hans kann ein Filou sein, statt eines braven Kerls, und sein Lieb wenigstens hektisch oder erblich belastet mit Weissgottwas. Vielleicht kann das Mädchen auch über des Vaters Kasse kommen. Ebenso gut könnte die Marie eine Gräfin sein und der Hans ein Leutnant, ein armer junger Edelmann, ein Trapezkünstler, oder ein Jokey.

Oder der Hans kann ein Graf sein und die Marie eine arme Näherin, die eine greise Mutter und fünf unmündige Geschwister mit ihrer Nadel erhält. Am Ende ist vielleicht die Marie auch liederlich und Hans ist ein Biedermann, wie sie in den alten französischen Rührstücken wachsen. Er grämt sich um sie zu Tode — oder nimmt sie schliesslich in namenlosem Edelmut, wenn alle Welt sie verlassen hat, doch noch zur Frau. Oder sie ist brav und tugendhaft, er aber fasst einen Argwohn und muss sich erst blamieren, bevor sie sich kriegen. Oder sie nimmt aus Seelengrösse den Schein einer Schuld auf sich, um ihre Mutter zu retten, oder sie heiratet einen hektischen Lebegreis, um ihren Vater vor dem Bankrott zu bewahren.

Wie gesagt, das Thema lässt sich variieren bis ins Unendliche. Bloss die drei Hauptsachen müssen immer da sein:

Der Hans, die Marie und die Liebe!



Verkehrte Welt

Als ich meinen Freund Bob Stone im Hotel aufsuchte, lag er im Bett und hatte Kopfweh. Mit seinem gelblich-blassen Leidensgesicht und dem Turban aus weissen Handtüchern, den er aufhatte, entsprach er durchaus nicht dem Bilde, das meine Phantasie sich von dem gewesenen Leutnant v. Stein und späteren amerikanischen Reitlehrer und Cowboy gemacht hatte. Wegen einer tollen Spielgeschichte war er in die neue Welt geschickt worden, hatte sich durch tiefes Elend und brutale Verwilderung durchgeschlagen, kehrte nach fünfzehn Jahren als wohlhabender Rinderherdenbesitzer aus dem wilden Westen zurück, lag nun als beturbantes Jammerbild vor mir im Bette und hatte Kopfweh zum Steinerbarmen. Wir schüttelten uns die Hände und dann sagte ich: „Armer Junge!“ und deutete auf seinen kühlen Umschlag. „Die Reise ist wohl Schuld daran?“

Er verneinte mit einem stummen Kopfschütteln.

„Das Klima?“

Er schüttelte weiter.

„Was dann? Soll man dir den Arzt holen?“

Mit einer drohenden Grimasse verbat er sich diese Fürsorge und dann stöhnte er:

„Ich habe gestern die vier alten Kerle — Langhans, Schmellau, Bergen und Korwik — getroffen; wir waren bis drei Uhr zusammen und sie haben mich — oh!“

Er deutete stöhnend auf seinen Kopf und verständnisinnig sagte ich: „Sie haben dir ein bisschen zuviel zugetrunken?“

Er aber mit einer Miene unsäglicher Verachtung: „Mein lieber Freund! Ich habe in einem Monat drüben mehr Brandy ohne Soda intus gekriegt, als die vier Jungens brauchten, um sich zusammen drin zu baden! Und da sollen mich die paar Flaschen Zuckerwasser-Mousseux — nein, mein Lieber! Von den Kerlen selber habe ich Kopfweh! Von ihrem Reden, von ihrem Flunkern, von ihrer Verdrehtheit! Ich bin das Nachdenken und das Lügen nicht mehr gewohnt — das ist alles!“

Jetzt verstand ich ihn allgemach. „Die vier Höhenmenschen“ waren über ihn gekommen und da konnte er nicht mit!

„Also erzähle mir,“ sagte ich, denn ich wusste, das würde ihn erleichtern und mir Spass machen. Und er erzählte — einige hinterwäldnerische Rauheiten habe ich natürlich aus seiner Erzählung weggeschliffen.

‚Also traf ich die viere gestern nachmittag auf der Strasse und wir verabredeten uns für den Abend. Ich war zuerst da. Dann kam der Langhans — der Maler! Wie er schon aussah! Er ging, als wenn er mit den Füssen die Erde nicht berühre — und doch sind sie gross genug dazu. Sein Hemd war von orangegelber Seide, seine Binde türkisblau und aus der Rocktasche quoll ein burgunderrotes Foulard. Er trug auf dem Kopfe einen Hut aus Plüsch und an den Beinen Pumphosen aus Samt.‘

‚Also, du bist Maler? frage ich — Und was malst du denn eigentlich?‘

‚Die Frage ist etwas derb,‘ sagte er, offenbar gekränkt. ‚Das lässt sich so direkt und geradezu kaum beantworten.‘

‚Sei nur wieder gut! Was versteht unsereiner davon! Ich habe in acht Jahren nur einen Maler gesehen. Es war in Kentuky. Er malte einen Pfau auf einen Wirtsschild. Vielleicht auch eine Schildkröte oder auch einen Büffel — man konnte es so genau nicht erkennen. — Du bist wohl einer von den ganz Idealen?‘

Jetzt blickte er ganz schmerzlich auf. Dann flötete er: ‚Für mich gibt es nur eins: die Musik der Farbe, den Ton, ich gehe nur auf Klänge aus! Alles andere ist roh und materiell. Die Kunst muss über die Materie siegen. Das ist dir doch klar?‘

‚Aufrichtig gesagt, nicht ganz!‘

Er deutete auf die vorher genannten, farbigen Bestandteile seiner Toilette:

‚Was ist das?‘

‚Ein Hemd, eine Halsbinde und ein Schnupftuch — alles pikfein, von Seide und sehr bunt. Das haben wir drüben auch gerne. Als Cowboy hatte ich des Sonntags ein zinnoberrotes Hemd und eine hellgrüne Binde. Das machte sich sehr gut zu dem gelben Ledergürtel und den blauen Hosen.‘

Immer schmerzlicher schaute mich der Maler an, deutete noch einmal auf die drei Stücke und sagte:

‚Das ist ein Farbenakkord!‘

‚Ah!‘

‚Ja, eine Harmonie! Und solche Harmonien sind die

Seele meiner Bilder. Mein höchstes Streben geht dahin, die Malerei vollständig zur Tonkunst zu machen.'

‚Ah,' sagte ich wieder; es war das einzige, was ich zu antworten wusste und jedenfalls das Beste! Er fuhr fort:

‚Ein Konzert in Gelb, das ich im Vorjahre gemalt hatte, machte viel Aufsehen. Aber ich gehe noch weiter — ich muss noch weiter kommen! Weisst du, mit was ich mich jetzt befasse?"

‚Mit einem Konzert in Grün?'

‚Nein! Mit einer Abendstimmung, der ein Trio von Pedalharfe, Bassclarinette und Oboë zu Grunde liegt!'

‚Ah!'

‚Nicht wahr, das habt ihr drüben noch nicht gehabt?'

‚Nein!'

Mein Freund Langhans setzte sich. Er war offenbar über meine Verständnislosigkeit entrüstet. Jetzt kam Schmellau, der Musikus. Er hatte ganz lange Haare wie Franz Liszt, sogar Warzen wie jener. Wo er die letzteren hernahm, weiss ich nicht; früher hatte er keine. Auf ein Stück Unsinn war ich schon gefasst, als ich ihn fragte:

‚Also du bist Musikus — Klavierspieler?'

‚Ich komponiere!'

‚Ach das muss hübsch sein! Und was denn? Walzer — Opern?'

Er sah mich ruhig mit grossen Augen an und sagte, als wäre es etwas ganz Selbstverständliches: Nietzsche!'

‚Aber das ist ja, soviel ich weiss, eine Art Phi —'

‚— losoph, ganz recht! Aber mein Guter, über die Plattheiten einer zweck- und ideenlosen Melodik sind wir denn doch hinaus! Sinn muss herein in die Kunst! Prinzip!

Und ich denke, ich kann was in meinem Fach! Meine grosse symphonische Dichtung: „Die Philosophie des Unbewussten“ hat die Welt einfach verblüfft. Ich habe die Genugtuung, sagen zu können, dass dieses Tonwerk nicht Einer in seinem vollen Werte verstanden hat. Und doch war ich damals noch nicht auf der Höhe meines Ich! — Nein, nein, widerspreche mir nicht! Heute bin ich weiter. Schopenhauer, Hartmann, das war für mich nicht genug! Alles zu bedingt, zu kleinlich, zu grübelnd, zu bissig, zu wenig präzis in der Negation. So kam ich zu Nietzsche, Dem Übermenschen! Dem Umwerter aller Werte! Der Negation im Grossen! Ich denke, von meinem Orchesterwerke: „Jenseits von Gut und Böse“ wird man in dreihundert Jahren auch noch reden. Willst du mein „Herren-Motiv“ hören?“

‚Natürlich!‘

Er ging an ein Pianino, das in der Ecke stand und griff ein paar Takte. Es klang furchtbar! Dann sagte er:

‚Der verminderte Septimakkord am Anfang und der kühne unvermittelte Übergang von G dur in Fis moll spricht mit elementarer Deutlichkeit die Verneinung aller bestehenden Ordnung aus — das wirst du doch auch als Laie begreifen!‘

‚Aber ja! Es ist ja so einfach!‘ Warum sollte ich den auch entrüsten!

Er war sichtlich erfreut und klopfte mir auf die Schulter:

‚Du hast entschieden ein musikalisches Ohr. Der gewöhnliche Hör-Pöbel steht dem Wohllaut der Disharmonie sonst ziemlich verständnislos gegenüber. Jetzt sollst du dafür auch noch mein Zarathustra-Motiv hören!‘

Er tappte wieder über die arme Klaviatur:

‚Hörst du die überlegene Ironie in diesen Triolen? Klingt es nicht wie das trockene Lachen eines weltumfassenden, weltverachtenden Riesengeistes?‘

‚Genau so.‘ Mir schwindelte. Gott sei dank — da kam Bergen, der Bildhauer. Der mit seiner greifbaren, reellen Kunst konnte doch nicht so verrückt sein, wie der Maler und der Musikus! Er sah auch nicht so transzendental aus, wie die beiden anderen. Im Gegenteil, der ganze Mensch schien frisch aus dem Rahmen eines Modejournals gestiegen; ein Seidenhut nach der Mode von 1830, Rock und Beinkleider aus dem Jahre 1848, der Rock oben zu eng und unten zu weit, die Hosen oben zu weit und unten zu eng. Lichtgraue Handschuhe mit schwarzen Raupen; in der Hand hatte er etwas wie die Seele eines schwindsüchtigen Regenschirmes.

Ich zitierte ihn an meine Seite:

‚Nun was bildhauerst denn du eigentlich, alter Junge?‘ fragte ich.

‚Ich weiss nicht, ob du mich verstehen wirst,‘ sagte er mit einer Stimme, weich wie Watte. ‚Ich vertiefe die Plastik nach innen. Ich suche sie, so zu sagen, zur Poesie zu machen. Was ich anstrebe, ist das, dass der Beschauer meiner Figuren aus diesen alles das wieder herausempfinde, was ich hineinempfunden habe. Und das ist viel. Lange, sehnsüchtige Lieder, trübe herzzerreissende Geschichten sprechen aus meinen Gestalten.‘

‚Ah!‘ sagte ich wieder mit einem Ton zwischen Frage und Bewunderung. ‚Aber erkläre mir's ein wenig näher.‘

Er zog die Photographie einer Statue aus der Tasche. Sie stellte eine merkwürdig dünnbeinige weibliche Figur

dar, welche die Arme ausreckte wie jemand, der noch nicht ausgeschlafen hat.

‚Was — glaubst du — stellt diese Gestalt vor?‘

‚Den Hunger,‘ sagte ich in Anbetracht der trübseligen Körperverhältnisse der Dame.

‚Die Sehnsucht nach der Sonne!‘ korrigierte mich mein Plastiker. ‚Es handelt sich um ein Werk novellistischer Art! Ein Weib, durch eigene Sünde und fremde Schuld in die Schatten gebannt, wo sie mühsam und müde ihr Leben vertrauert, breitet die Arme aus nach den Phantomen aus lichterer Welt, die aufsteigen vor ihrem inneren Auge, ruft der holden Gestalt in der Vergangenheit die Erinnerung an die reine, freudige Kinderzeit zurück, sieht sich im Garten wieder spielen unter blühenden Apfelbäumen, sieht sich im ersten Liebesrausch erglühen — und dann kommt die Gegenwart wieder über sie, und wie auf nächtigen, einsamen Gestaden steht sie da und sehnt sich nach der Sonne, die ferne überm wilden Meer erstrahlt.‘

‚Grossartig,‘ sagte ich; schon wegen der oratorischen Leistung. ‚Und das ist alles da drinnen?‘ Ich deutete auf die Photographie.

‚Alles — und vielleicht noch mehr. — Zurzeit modelliere ich an einer Goethebüste — in die kommt „Wahrheit und Dichtung“ ganz hinein. Kätchen Schönkopf ist schon drinnen, aber mit der Affäre von Sesenheim hapert's noch ein wenig. Recht gut geglückt ist mir auch mein „Napoleon“ — eine durchaus epische Arbeit. Meine Freunde behaupten freilich, ich hätte den russischen Feldzug weniger betonen und mehr Gewicht auf Waterloo legen müssen —‘

Also der Mann modelliert Poesie und Geschichte und ist noch toller als die zwei andern! — Da kam zu guter

Letzt Korwik zur Türe herein, Korwik, der unter die Dichter gegangen ist. Er sah nicht ganz so aus, wie ich mir einen Dichter vorstellte. Einen Hut hatte er, der in allen Farben spielte, eine grobe Lodenjoppe, Stiefel wie ein Wasserarbeiter. Und durchaus keine wallenden Schillerlocken hatte er, sondern Haare wie eine Kleiderbürste. Er setzte sich neben mich. Die Unterhaltung begann von neuem und ich war schon auf das Schlimmste gefasst, als ich fragte: ‚Also ein Dichter bist du geworden. Darf man fragen, was du dichtest?‘

‚Farben!‘ sagte er, ziemlich scharf. ‚Meine „Lieder in Violett“ solltest du doch eigentlich gelesen haben. Ich denke, dass meine Farbenlyrik auch in Amerika ziemlich bekannt sein dürfte. Kennst du wenigstens mein Lied „Der rote Abend“?

In erdbeerfarbne Wogen taucht sich glühend
Die rote Sonne, eine Blutorange
Von Märchenschönheit, Purpurfunken sprühend.

— Ist das nicht wirklich rot?‘

‚Den Scharlach könnte man davon kriegen,‘ gab ich zur Antwort.

Dann deklamierte er mir etwas Blaues, dann etwas Gelbes.

‚Weisst du,‘ sagte er, ‚das grosse Geheimnis der wahren Lyrik ist es, in der Seele des Lesers, des Hörers Bilder zu wecken. Die Gedanken kommen von selber, wenn die Bilder da sind. Der Dichter muss malen, nicht erfinden! Und der Leser empfängt von ihm bloss eine Stimmung, die Grundfarbe. Der Dichter suggeriert dem Leser nur den Zwang zu eigener poetischer Empfindung.‘

Und so ging der Unsinn weiter, — die halbe Nacht

fort! Jeder schwatzte von der Vertiefung seiner Kunst nach irgend einer anderen Dimension, und je später es wurde, desto wahnwitziger wurden ihre Ideen.

Endlich kam doch einmal auch die Rede auf mich. Einer von den vier Zukunftgenies fragte mich nach meiner Farm und meinte, was ich eigentlich züchte:

‚Allerhand,‘ sagte ich vergnügt, denn jetzt war mein Augenblick gekommen. ‚Ich züchte Rindvieh und Pferde, Schweine und Hühner. Aber ich züchte auf Vertiefung, jedes der Biester muss in seinen Leistungen über die herkömmlichen Grenzen seiner Art hinaus: Die Pferde schlachte ich und mache Corned Beef daraus, die Hühner lasse ich scheren und verkaufe die Wolle, die Schweine spanne ich vor Pflug und Wagen und das Rindvieh muss mir fleissig Eier legen. Mit den Leistungen der Pferde bin ich schon zufrieden, bei den andern muss es noch besser gehn, namentlich die Ochsen wollen sich nicht in ihre neue Aufgabe finden.‘

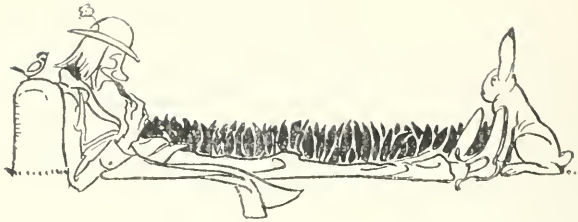
‚Es ist wohl sehr heiss drüben in Amerika?‘ fragte der Maler.

‚Du solltest jetzt doch eine Flasche Giesshübler dazwischen trinken,‘ meinte der Komponist.

Der Bildhauer wünschte sich ein Junges von jeder meiner Tiergattungen.

Und der Dichter — er war auch sonst immer noch der Verständigste von den Vieren gewesen — sagte:

‚Du bist ein Grobian!‘“



Der grüne Ferdinand

Lieber Freund!

Ich gedenke, heute noch dieses widersinnige Leben mit seinen chronischen Diätfehlern zu verlassen und in ein naturgemässeres Jenseits überzusiedeln. Wenn Du mir noch einmal die Hand drücken willst, so spute Dich!

Dein Ferdinand.

Natürlich wollte ich und griff sofort nach Hut und Überrock. Aber was war das? Ferdinand im Sterben, der Hüne, den wir vor einem halben Jahre noch um seine unbändige Gesundheit und Kraft beneidet hatten? Und die eigentümliche Form seines Billetts?

Aber da war ich schon und stürmte die Treppe hinauf. Auf mein Klingeln öffnete eine mürrische Frau mit einem grünen Kochlöffel in der Hand.

„Katharina!"

„Jewesen!" sagte sie giftig. „Jetzt bin ooch ich nur 'n jriener Schatten, Herr Fritz! 'n jnä'chen Herrn werden se iebrijens bald so weit haben!"

Die einst so stramme Beherrscherin von Ferdinands Küche, deren Lendenbraten und Hamburger Beefsteak-

pasteten in unserem ganzen Bekanntenkreise einen Weltruf genossen, sah jetzt arg vernachlässigt und vergrämt aus. Sie öffnete mir die Türe des Salons. Hier stand ein langer, frostiger Herr, so mager, dass man ein Auge zukneifen musste, um ihn zu sehen. Für zweie war er zu dünn.

„Doktor Kauz!“ stellte er sich vor. Und während er seinen schütteren, schmutziggrünen Vollbart strich, sagte er:

„Ihr Freund sieht seiner Auflösung entgegen. Er wird als ein Triumph der naturgemässen Lebensweise sterben, geheilt von allen den Folgen unserer Kultursünden. Übrigens ist er der idealste Patient, der mir je vorgekommen ist. Er ist nie um ein Jota von meinen Verordnungen abgewichen. Treten Sie ein! Ich muss leider zu einem anderen Patienten!“

Ich stand endlich vor dem Lager des Kranken, der mich bei meinem Vornamen anredete und behauptete, er sei Ferdinand G. Gekannt hätte ich ihn nicht. Wirres Bart- und Kopfhaar bedeckten sein Haupt, das einst das Haupt eines Antinous in feisteren Jahren gewesen. Jetzt sah er aus wie ein Fakir, der sich begraben, und über sich hat ackern, düngen, säen und ernten lassen. Ein mattgrünes Feuer glomm in seinen Augen. Die Reste seiner Person, soweit sie nicht eine grobe, schäbige Decke verhüllte, waren durchscheinend grün, wie Chrysopras. Wie er so dalag im Profil, konnte ich durch seine Nase das Monogramm F. G. auf seinem Kopfkissen lesen.

Welche Veränderung seit einem halben Jahre!

„Wie geht es dir, armer Kerl?“ sagte ich voll Mitleid.

„Armer Kerl? Du meinst wohl, weil ich nicht so widerwärtig apoplektisch aussehe, wie du? Mir geht es brillant!“

„Aber du schriebst doch . . .“

„Dass ich aus diesem unhygienischen Jammertal fort will, fort muss! Ja! Wie man aus einer Wohnung auszieht, in der Wanzen sind! Aber deshalb kann man doch gesund sein! He? Hab' ich ein Atom schädliches Fett an mir? Zucker? Eiweiss? Leide ich an Gicht? An Tuberkeln? An Delirium tremens? An Nikotinvergiftung? An Neuralgie, Neurasthenie? Bin ich verweichlicht? Ich habe von den hundertundvier Kilo Materie, unter denen ich seufzte, seit einem halben Jahre sechsundsiebzig Kilo vergeistigt, in Gesundheit umgesetzt. Und daran sterbe ich — das hält kein Mensch aus!"

Erschöpft sank er zurück. „Klingle!" sagte er matt und als dann Katharina in der Türe erschien, hauchte er: „Etwas Spinat!"

„Spinat! Aber Mensch! Eine Tasse Beeftea, ein Glas Portwein mit Ei . . ."

„Giftmörder!" schrie der Kranke. Katharina aber ging seufzend ab und brachte das Gewünschte. Als Ferdinand einige Löffelchen von dem grünen Mus gegessen, war er beruhigt und fuhr fort:

„Ich weiss, du meinest es nicht böse! Denn du bist wohl selber noch Alkoholiker und Leichenfresser. Aber ich bin darüber hinaus. Seit sechs Monaten lebe ich von Spinat, nur von Spinat, ungewürztem, in Wasser gekochtem Spinat. Daher auch diese kolossalen gesundheitlichen Erfolge! Du wunderst dich? So höre. Im letzten August, als ich noch jener Fleischkoloss war, lernte ich durch Zufall Dr. Schnauz kennen, den bekannten Entfetter. Er untersuchte mich und stellte fest, dass ich in zwölf bis fünfzehn Jahren ein Fettherz bekommen würde, verbot mir alle Mehlspeisen und ähnliche Sachen und setzte mich fast ganz auf Fleischdiät.

Bei meinem unbegrenzten Vertrauen zur ärztlichen Wissenschaft gehorchte ich bedingungslos. Nicht lange nachher — ich hatte schon bedeutend an Gewicht abgenommen — hörte ich Dr. Kauz, der in einem öffentlichen Vortrag für die vegetarische Lebensweise eintrat. Er überzeugte mich und verbot mir das Fleisch. Brot, Hülsenfrüchte, Rüben, Kohl waren mir schon von Dr. Schnauz verboten worden und mein neuer Hausarzt untersagte mir nach und nach alles übrige, bis nur der Spinat übrig blieb. Alkohol in jeder Form hatte ich mir schon zu allem Anfang abgewöhnt. Ebenso alle Reizmittel wie Tee, Kaffee usw. Schliesslich auch unser bakteriendurchwimmeltes Trinkwasser. Das bisschen Feuchtigkeit, das der Mensch wirklich braucht, findet er ja im Spinat. Die Befreiung von allen andern Schädlichkeiten und schlechten Gewohnheiten kam von selbst. Im Oktober warf mir Dr. Kauz die letzte Zigarre aus dem Fenster, im November die arme kleine Tini aus der Türe. Denn die Liebe verbot er mir selbstverständlich ebenfalls. Im Dezember sogar noch die Seife. Auch sie ist schädlich: sie nimmt uns die nötige Fettschicht von der Haut. Bewegung im Freien erwies sich als ungesund. Wolle, Leinen und Baumwolle hat mir mein Arzt als durchaus bazillenzüchtende Verzärtlungsmittel nach und nach ganz abgewöhnt. Es genügt mir diese Asbestdecke, die jeden Tag einmal zum Waschen in den Ofen geschoben wird. Haare und Bart lasse ich mir schon lange nicht mehr schneiden — ebensogut könnte man sich ja Ohren und Nase stutzen lassen! Nicht? — Geistige Arbeit ist mir seit zwei Monaten gänzlich verboten. Übrigens hat ein moderner Mensch, der sich nur einigermassen ernsthaft mit seiner Gesundheit beschäftigt, für solche Dinge wirklich

keine Zeit mehr! Ach! Wenn nur diese unerklärliche Entkräftung nicht wäre! Bitte, klingle!"

Ich tat es. Katharina brachte den unvermeidlichen Spinat.

„Schmeckt denn das Zeug gut?" fragte ich schaudernd.

„Es schmeckt gar nicht — nicht so, nicht so! Es ist absolut reizlos. Und absolut reizlos, ist absolut hygienisch. Freilich fehlen dieser Speise gewisse Nährstoffe, Salze, die der Körper braucht."

„Dann würde ich eben Dinge essen, die jene Stoffe enthalten."

„Diese Dinge sind aber schädlich!"

„Und ohne sie verhungerst du! Mensch! Du bist ja ohnehin schon geradezu transparent!"

„Wenn ich sterbe, so sterbe ich als gesunder Mensch und das ist besser, als zu leben, von Giftstoffen aufgequollen, wie du! Schaudert dir nicht selbst vor dem Dasein in einer Welt, in der eine naturgemässe Lebensweise unmöglich ist? Übrigens sollst du dich auch in die Behandlung meines Hausarztes begeben."

„Und Spinat essen — ich danke!"

Er lächelte mitleidig und kraftlos — immer kraftloser. Nur mit Anstrengung war es ihm möglich, mir seinen letzten Willen bekannt zu geben. Sein Vermögen fiel zu gleichen Teilen an die grossen internationalen Verbände gegen den Genuss von Alkohol, Fleisch, Liebe, Tabak u. s. w. Das war alles bald geregelt. Wir kamen zur Bestattungsfrage.

„Ich möchte nicht in die Erde gelegt werden und der Nachwelt das Grundwasser verderben."

„Vielleicht kann dich Feuerbestattung reizen? Man macht das jetzt wirklich hübsch und schnell —"

„Trockne Hitze ist Gift für mich!" stöhnte der unverbesserliche Hygieniker.

Ich schlug ein konservatives Verfahren vor. Das schien ihm sympatisch.

„Ich möchte gerne der Wissenschaft erhalten bleiben, als der „Mensch an sich", sozusagen, der absolute Mensch ohne Kulturdefekte, der einzige Normalmensch vielleicht, der je gelebt hat!"

„Wie wär's, wenn wir dich einfach in Weingeist setzten?"

„Alkohol?" Er krümmte sich schaudernd weg bei dieser Vorstellung.

Schliesslich einigten wir uns auf eine Formalinlösung. Es war höchste Zeit. Seine Kräfte schwanden, ohne dass er Kampf und Schmerzen fühlte. Im Gegenteil. Es kam eine Verklärung über ihn und er strahlte sichtlich einen grünen Schimmer aus. Ich glaube, er wurde radioaktiv!

„Klingeln!" flüsterte er. Katharina erschien.

„Etwas S — s —"

Den Spinat brachte er schon nicht mehr heraus. Er war hinüber in das unbekannte Land, wo man an keiner Heilkunst mehr zu Grunde gehen kann.

Ich stieg die Treppe hinab, in tiefe Gedanken versunken. Wie wenig fehlte, dass es mir ging, wie dem armen Ferdinand! Wie ihm, hatten auch mir die Ärzte nach und nach alles verboten, Fleisch und Mehlspeisen, Haarschneiden, Hülsenfrüchte und Brot, Alkohol, Tee, Kaffee und Wasser, innerlich und äusserlich, kalt und warm, Wolle, Baumwolle

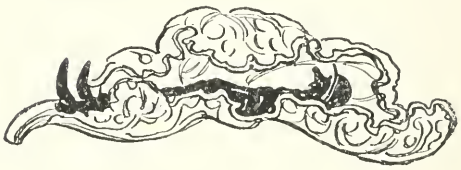
und Leinen, das Ausgehen und das Zuhausebleiben — alles, bis auf den Spinat!

Ich konnte jetzt ebensogut als grünschillernde Leiche auf dem Schragen liegen, wenn ich ebenso folgsam als Patient gewesen wäre, wie jener.

Aber Gott sei dank, so war ich nicht!

Das war meine Rettung!

Es lebe das Leben!



UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
AA 001 172 828 4